

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Die Erbschaft

oder

Des Goldes Fluch und Segen.

Ein Lebensbild

von

August Kretzschmar.

Zweiter Band.

Leipzig, 1868.
Verlag von C. F. Schmidt.

Druck von F. W. Gleißner in Plauen.



Die Erbschaft.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Doctor Kirchner.

Es waren nach dem mörderischen Auftritt in der alten Burgruine ungefähr zehn Wochen vergangen, als Doctor Kirchner in dem Kabinet saß, worin er die Personen zu empfangen pflegte, welche bei ihm Rath und Hülfe suchten.

Er war noch nicht alt, gleichwohl aber schon seit mehreren Jahren einer der bekanntesten und beliebtesten Aerzte von Waldenburg.

Kaum fünfunddreißig Jahre alt, erfreute er sich einer größern und einträglichern Praxis als mancher seiner Collegen, der zwanzig Jahr früher als er seine Thätigkeit in dem Berufe begonnen hatte, welcher zugleich leichter und schwerer ist, als jeder andere.

Der Maler, der Architekt, der Tischler, der Bäcker, der Schneider, der Schuhmacher u. s. w. schafft etwas, wofür er, wenn es gelingt, gelobt, und wenn es mißlingt, getadelt wird.

Beides, das Lob sowohl als der Tadel, kommt ausschließlich auf seine eigne Rechnung und bleibt ihm ungeschmälert.

Bei dem Arzt ist es anders.

Natürlich wird er auch, wenn er einen Patienten heilt, gelobt und entgegengesetzten Falls getadelt, Niemand aber, und oft er selbst am allerwenigsten, weiß, wie viel von diesem Lob und Tadel ihm wirklich gebührt, oder ob er überhaupt Anspruch auf eins oder das andere hat.

Der Grund hiervon liegt darin, daß er nie der Einzige ist, der sich zwischen den Patienten und die Krankheit stellt, sondern daß er hierbei eine unsichtbare Concurrentin hat, die mächtiger ist, als er und oft Alles, was er thut und anordnet, vereitelt und nutzlos macht.

Diese mächtige Concurrentin ist die Natur.

Diese kann er nie ergründen. Alles, was er von ihr weiß, schrumpft, trotz dem gepriesenen Fortschritt der Wissenschaft, gegenüber dem, was er von ihr nicht weiß, zu einem kolossalen Nichts zusammen.

Er rechtfertigt aus diesem Grunde, ebenso wie

vor tausend Jahren so auch heute noch, den alten Ausspruch, welchem zufolge der Arzt beim Licht besehen, weiter nichts ist, als ein Blinder mit einer Keule, der auf's Gradewohl zuschlägt.

Trifft er die Krankheit, nun, so wird der Patient gesund; trifft er dagegen diesen, nun, so stirbt derselbe.

Eine Verantwortlichkeit kann ihn in letzterem Falle nicht treffen, denn er hat rite promovirt und besitzt Kraft seines Diploms die Befugniß, in seiner ärztlichen Eigenschaft zu thun, was ihm beliebt.

Doctor Kirchner bewegte sich natürlich auch innerhalb der dem menschlichen Wissen einmal gezogenen Schranken und wenn er in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich eine bedeutende Popularität eroberte, so hatte er dies nicht sowohl auffallend glücklichen Kuren als vielmehr der Art und Weise zu danken, auf welche er gegen den medizinischen Charlatanismus im Allgemeinen zu Felde zog.

Nicht blos Pfuschärzte, Quacksalber, Wunderdoctoren und Verfertiger oder Verkäufer von Universal- oder Spezialheilmitteln wurden von ihm mit einer Hartnäckigkeit und Unerbittlichkeit verfolgt, welche diese armen Teufel, die sich so lange von der Dummheit der Menschen gemästet, zur Verzweiflung trieb.

Seine Verfolgungswuth erstreckte sich auch und zwar ganz hauptsächlich auf seine eigenen studirten Collegen und er war mündlich wie schriftlich — letzteres besonderes durch Aufsätze in weit verbreiteten Zeitschriften — unaufhörlich bemüht, zu beweisen, daß Allo-, Homöo- und andere Pathen von dem eigentlichen Wesen des menschlichen Organismus nichts wüßten und nichts wissen könnten.

Schlug er sich nun auch durch diese Polemik selbst in's Gesicht und discreditirte er auch dadurch seine eigenen ärztlichen Rathschläge und Anordnungen, so machte doch die noch nie dagewesene Offenheit und Ungenirtheit, womit er sich aussprach, gewaltiges Aufsehen und erwarb ihm ein Vertrauen als ob er nicht blos tadeln, sondern auch besser machen gekonnt hätte.

Dabei suchte er etwas darin, den Rath, um den man ihn anging, in burschikosen, möglichst originellen Ausdrücken zu ertheilen und dem Leidenden die Ueberzeugung beizubringen, daß es mit seinem Uebel nichts Ernstliches auf sich habe und daß er sich an die diätetischen und andern Vorschriften, welche ihm vielleicht von früheren Rathgebern ertheilt worden, nicht im Mindesten zu kehren brauche.

In vielen, sehr vielen Fällen fanden die wirklichen oder eingebildeten Kranken, daß das, was

Doctor Kirchner ihnen gesagt und was sie sich bei ruhiger Ueberlegung schon längst selbst hätten sagen können, von dem besten Erfolg begleitet war.

Von den Fällen, wo das Gegentheil eintrat und Personen, die bei gehöriger Vorsicht und Enthaltsamkeit noch lange hätten leben können, auf dem ihnen von dem neuen Apostel der Heilkunde gezeigten Wege dem Tode geradezu in den Rachen rannten, ward weiter nicht gesprochen.

Wenn Doctor Kirchner hörte, daß ein zu dieser letztern Kategorie gehörender Patient, der seinen Rath gesucht, gestorben war, so lachte er und sagte:

„Der dumme Teufel hätte doch selbst besser wissen müssen als ich, was ihm gut ist.“

Und so war er jetzt, wie schon gesagt, einer der beliebtesten Aerzte, dessen Erscheinen in der prachtvollen Wohnung des reichen Kaufmanns eben so wie in dem engen Stübchen des Armen als das eines redteuten Engels begrüßt ward.

Zu seinem Lobe darf nämlich nicht unerwähnt bleiben, daß er, wenn er auch reichen Leuten eine solche Rechnung machte, daß ihnen grün und gelb vor den Augen ward, doch der wirklichen Armuth gegenüber sich höchst uneigennützig zeigte.

Oft ward er in der Nacht oder zu andern ungelegenen Zeiten zu Leuten gerufen, von welchen er

im Voraus wußte, daß sie ihn nie auch nur einigermaßen für seine Mühwaltung zu entschädigen im Stande sein würden.

Niemals aber fiel es ihm ein, seinen Beistand zu verweigern oder später mit Härte auf die Bezahlung zu dringen, worauf er doch gerechten Anspruch machen konnte.

Seine alte Haushälterin — er war unverheirathet — hatte daher auch ein- für allemal Befehl, Jeden, der ihn zu sprechen wünschte, mochte seine äußere Erscheinung auch noch so wenig empfehlenswerth sein, unbedingt vorzulassen.

So geschah es auch heute, daß gerade, als er den letzten der jeden Morgen von zehn bis zwölf Uhr in seinem Vorzimmer sich einfindenden Hülfesuchenden in seiner kurzangebundenen Weise abgefertigt hatte, die Thür seines Kabinets sich nochmals öffnete.

Das Wesen, welches er jetzt über die Schwelle treten sah, war, wie er auf den ersten Blick erkannte, eins von denen, bei welchen sich nicht voraussetzen ließ, daß ihr Besuch von Aussicht auf klingenden Gewinn begleitet sein werde.

Es war eine kleine, alte Frau, deren Kleidung große Dürftigkeit verrieth und deren Züge das un-

verkennbare Gepräge des Mangels und der Entbehrung, zugleich aber auch einer gewissen Verschmitztheit trugen.

Schüchtern trat sie, nachdem sie gegrüßt, und der Arzt ihr, trotzdem, daß er gehofft, nun unverweilt zu Tische gehen zu können, freundlich gedankt, näher und überreichte ihm, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ein zusammengefaltetes, graues, beschmutztes Blatt Papier.

Doctor Kirchner ergriff das Papier und schlug es auseinander.

Es enthielt nur wenige mit Bleistift sehr unleserlich geschriebene Zeilen.

Dieselben lauteten:

„Wenn Du einen alten Freund und Schulkameraden, der von widrigen Schicksalen verfolgt, jetzt krank und hülflos darniederliegt, mit deinem Rath und Deiner Hülfe unterstützen willst, so bitte ich Dich inständig, Dich von der Ueberbringerin dieser Zeilen zu mir führen zu lassen. Wenn es Dir nur einigermaßen möglich ist, so komm aber noch heute, denn wer weiß, ob Du mich sonst morgen noch am Leben triffst."

Eine Namensunterschrift war nicht beigefügt.

„Von wem kommt dies?" fragte Doctor Kirchner.

Die alte Frau hatte sich, während er las, in

dem kleinen, aber elegant eingerichteten Kabinet des Arztes mit jener Neugier umgesehen, welche Leuten eigen zu sein pflegt, denen es nur selten vergönnt ist, aus ihren eigenen armseligen Wohnungen heraus den Fuß über die Schwelle eines Zimmers zu setzen, in welchem der Reichthum oder doch die Wohlhabenheit sich in Permanenz erklärt haben.

Abgesehen von der eleganten Einrichtung, bot aber auch das Kabinet des Arztes so Mancherlei dar, was in den Zimmern anderer, wenngleich eben so bemittelter Leute in der Regel nicht zu sehen ist.

Einen ganz besonders frappanten Eindruck machte das links von dem Eintretenden in dem Winkel, welchen der reichgefüllte Bücherschrank mit einer der beiden Fensterbrüstungen bildete, stehende Menschengerippe.

Es war von riesiger Höhe und mußte einem Manne angehört haben, der sich als ein zweiter Goliath für's Geld hatte sehen lassen, oder doch sehen lassen gekonnt hätte.

Die weißgebleichten Rippen und Knochen, die leeren großen Augenhöhlen und der fletschende Mund mit den elfenbeinernen makellosen Zähnen machten auf die alte Frau, die so etwas in ihrem Leben noch nicht gesehen, einen solchen Eindruck, daß sie die Frage des Arztes ganz überhörte.

„Ich frage, von wem dies kommt?“ wiederholte Doctor Kirchner etwas barsch.

Es war überhaupt nicht seine Art, viel durch die Fistel zu sprechen. Er liebte es vielmehr, seiner gewaltigen Baßstimme ihren natürlichen Spielraum zu lassen.

Glaubte er aber vollends, es mit einem harthörigen oder unaufmerksamen Menschen zu thun zu haben, so wußte er sich seines kräftigen Organs auf ungemein nachdrückliche Weise zu bedienen.

Er that dies auch jetzt, denn wenn er auch stets bereit war, armen Leuten auf uneigennützige Weise zu dienen, so war er doch nicht gemeint, sich durch sie von seiner so kostbaren Zeit mehr rauben zu lassen als unbedingt nothwendig war.

Die alte Frau fuhr, als er sie mit Donnerstimme zum zweiten Mal fragte, erschrocken zusammen und stammelte:

„Das weiß ich selbst nicht, Herr Doctor.“

„Sie weiß es selbst nicht?“ wiederholte der Arzt. „Sie muß doch wissen, wer Ihr dieses Papier gegeben hat, um es mir zu überbringen!“

„Ei ja, das weiß ich wohl. Es ist ein armer, kranker Mann, der seit etwa acht Wochen bei mir wohnt, wie er aber heißt, das weiß ich nicht.“

„Aber weiß Sie denn auch nicht, daß es poli-

zeilich verboten ist, Leute zu beherbergen, die ihren Namen verheimlichen?"

„Das ist mir wohl bekannt," entgegnete die alte Frau indem sie den Arzt mit mißtrauischem Blick ansah. „Sie werden mich aber doch nicht verrathen, Herr Doctor?"

„Ich bin kein Polizeispion und meinetwegen kann Sie den Teufel beherbergen; mir soll es recht sein," sagte der Arzt. „Wo wohnt Sie denn?"

„Draußen in der Stephansgasse," war die Antwort.

Doctor Kirchner besaß als geborner Waldenburger und dann auch in Folge seines Berufs eine ungemein genaue Kenntniß aller Lokalverhältnisse seiner Vaterstadt, obschon dieselbe bei ihrem bedeutenden Umfange und bei ihrer außerordentlich gemischten zahlreichen Bevölkerung Stoff zu Studien für ein ganzes Leben bieten konnte.

Er wußte, daß die Stephansgasse einer der berüchtigsten Oertlichkeiten einer Vorstadt war, welche schon überhaupt nicht im Rufe übergroßer Moralität stand.

„Aha," sagte er, „Sie ist wohl eine von den Bewohnerinnen der Stephansgasse, die einen Erwerb daraus machen, Leute bei sich aufzunehmen, welche

Ursache haben, sich vor den Augen der Behörde zu verbergen?"

„Nun ja," sagte die Alte; „wer zu mir kommt und die paar Groschen, die es bei mir kostet, bezahlen kann, den behalte ich. Jeder nährt sich, wie er kann."

„Da hat Sie recht," entgegnete der Arzt lachend. „Ein solches unconcessionirtes Hotel ist manchmal gar nicht übel. Wenn Sie nicht weiß, wie der Mann heißt, so weiß Sie wohl auch nicht, was er ist?"

„Er sagt, er sei früher Inspector auf einem Rittergute gewesen, und deshalb nenne ich ihn auch so."

„Er schreibt mir, er sei ein ehemaliger Schulkamerad von mir; ich kann mich aber nicht entsinnen, daß ich einen gehabt hätte, der später Landwirth geworden wäre."

Die alte Frau lächelte pfiffig und sagte:

„Ach lieber Gott, der Mensch muß sich manchmal für etwas ausgeben, was er nicht ist."

„Na, meinetwegen mag dieser Herr Inspector sein, was er will," hob der Arzt wieder an. „Jedenfalls ist er jetzt, wie er mir schreibt und wie

Sie selbst sagt, krank. Er soll sich nicht umsonst an mich gewendet haben, auch wenn er kein Schulkamerad oder Jugendfreund von mir gewesen wäre. Neugierig bin ich aber doch zu erfahren, wer es ist."

Mit diesen Worten erhob er sich und fuhr fort:

„Es hat schon Zwölf geschlagen und meine Sprechstunde ist geschlossen. Eigentlich ginge ich nun am liebsten zu Tische, aber nicht blos gut ruhen ist nach gethaner Arbeit, sondern auch gut schmausen. Ich werde daher gleich mit Ihr gehen."

„Das wird dem Herrn Inspector sehr lieb sein, mein bester Herr Doctor," sagte die Alte, indem sie sich nach der Thür herumdrehete.

Der Arzt war bereits fertig angekleidet, denn er hatte vor dem Beginn seiner Sprechstunde schon eine Menge Krankenbesuche gemacht.

Er hatte sich dabei, wie allemal, wenn er die „große Runde" machte, oder es sich um einen Besuch in einiger Entfernung handelte, der Equipage bedient, welche der ihm gegenüber wohnende Lohnkutscher, einem schon seit Jahren zwischen ihnen bestehenden Contract zufolge, stets zu seiner Verfügung bereit zu halten hatte.

In dem gegenwärtigen Falle aber bediente er sich derselben nicht, denn eines Theils war es von

seiner Wohnung bis in die Stephansgasse nicht sehr weit, und anderntheils gedachte er, sich sofort, nachdem er gesehen, wie seinem angeblichen Schulkameraden zu helfen sei, nach dem Gasthaus zu begeben, in welchem er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegte.

Deshalb machte er sich jetzt mit der Alten zu Fuße auf den Weg.

Zweites Kapitel.

In der Gaunerherberge.

Doctor Kirchner folgte seiner Führerin, als sie an der betreffenden Ecke der größern Straße angelangt waren, in die Gasse hinein, welche, wie schon bemerkt worden, von der Elite der Waldenburger Gesellschaft, in moralischer sowohl als in finanzieller Beziehung, nicht bewohnt ward.

So selten auch diese Gasse einen gutgekleideten, den besseren Ständen angehörigen Menschen innerhalb ihres Umkreises sah, so erregte doch Doctor Kirchner's Erscheinen hier weder Aufsehen noch Befremden.

Es verging fast keine Woche, ohne daß er einmal hierhergerufen worden wäre, und oft schon hatte er hier Patienten gehabt, die, bis sie genasen oder starben, seine Thätigkeit längere Zeit nach einander in Anspruch genommen hatten.

Er war daher, mochte er nun in seiner Equi-

page oder zu Fuße kommen, hier eine nicht blos wohl=bekannte, sondern auch beliebte und willkommene Erscheinung.

Helfen konnte er auch nicht mehr als seine von ihm so arg geschmähten ärztlichen Gegner.

Dies wußten auch die Bewohner dieser ärm=lichen Oertlichkeit recht wohl, denn arme Leute sind, was ihr leibliches Wohl und Wehe betrifft, oft weit klüger als reiche.

Dennoch gaben sie Doctor Kirchner den in pe=cuniärer Beziehung vielleicht nicht sehr beneidens=werthen Vorzug vor seinen Collegen.

Sie hatten hierzu drei Gründe.

Erstens verschrieb er nicht so viel Medicin wie andere Aerzte, ja in den meisten Fällen begnügte er sich einfach mit Ertheilung einiger Verhaltungs=regeln.

Zweitens lag in seiner wenn auch oft rauhen Weise doch etwas Biederes, was den Leuten Ver=trauen machte, so daß sie sich ihm gegenüber mit weit weniger Scheu aussprachen, als sie einem an=dern Arzt gegenüber gethan haben würden, der nicht so wie er den Ton zu treffen gewußt hätte, in wel=chem man mit solchen Leuten sprechen muß.

Der dritte und hauptsächlichste Grund, aus welchem Doctor Kirchner in der Stephansgasse und



anderen dergleichen Regionen eine persona grata war, lag darin, daß er nicht ungestüm auf Bezahlung drang, sondern, wenn er einmal sah, daß man ihm nichts geben konnte oder wollte, dann auch kein Wort weiter darüber verlor.

So oft er aber auch schon in der Stephansgasse zu thun gehabt, so war ihm doch die Persönlichkeit seiner Führerin bis jetzt eben so unbekannt gewesen wie das Haus, vor welchem sie Halt machte.

Dasselbe stand fast am Ende der Gasse, da, wo diese in das Freie ausmündete, denn die Festungsmauern, welche früher diese Gasse zu einer Sackgasse gemacht, waren, wie wir schon aus einem früheren Kapitel unserer Geschichte wissen, schon seit Jahren abgetragen.

Das Haus, vor welchem Doctor Kirchner sich jetzt sah, war, wie die meisten seiner Nachbarn, klein, niedrig und halb verfallen.

Gebückt schritt er durch die niedrige Hausthür hinter der Alten her in die Hausflur, in welcher es selbst jetzt am hellen Mittag so dunkel war, daß er unwillkürlich die eine Hand ausstreckte, um sich an der Wand fortzutasten und nicht etwa an einen Balken oder einen andern im Wege befindlichen Gegenstand anzurennen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so gewöhnte sich das Auge des Arztes, dem solche Localitäten ja nichts Neues waren, an das hier herrschende Dunkel.

Er sah seine Führerin, die, obschon sie immer dicht vor ihm herging, dennoch seinen Augen auf einmal entschwunden war, wieder und folgte ihr um so leichter und sicherer, je mehr sie sich dem andern Ende der Hausflur näherte, von welchem aus wieder das Tageslicht hereinfiel.

Die Alte schritt durch die offenstehende Hinterthür und ging quer durch den Hof nach einem kleinen Seitengebäude.

In diesem stieg sie eine kurze, nur etwa zehn bis zwölf Stufen zählende Treppe hinauf und öffnete dann mit einem Schlüssel, den sie aus der Tasche zog, eine Thür.

Das Zimmer, zu welchem dieselbe führte, befand sich eigentlich zur Hälfte in einem ähnlichen Seitengebäude des Nachbarhauses.

Es ging dies, abgesehen von der Breite des Zimmers, welches in dem schmalen Nebenhause, in welchem die Treppe heraufführte, gar nicht Platz gehabt hätte, auch aus dem Umstande hervor, daß an dem entgegengesetzten Ende sich ebenfalls eine Thür befand, welche nirgends anders hinführen

konnte, als eben in das Seitengebäude des Nachbarhauses.

Diese Einrichtung hatte offenbar den Zweck, dem Bewohner dieses Zimmers, wenn ihm einmal von einer Seite Gefahr drohete, auf der andern einen Weg zur Flucht offen zu halten.

Dergleichen Einrichtungen bestanden in mehreren Häusern der Stephansgasse, denn die Solidarität der Interessen hatte auch Gemeinschaftlichkeit der häuslichen Institutionen zur Folge.

In dem Zimmer oder vielmehr Versteck, in welches Doctor Kirchner, seiner Führerin folgend, jetzt trat, herrschte fast vollständiges Dunkel, denn das Tageslicht fiel nicht unmittelbar von draußen, sondern von dem Vorplatze aus durch ein über der Thür angebrachtes schmales Fenster, welches überdies eben so wie die ganze Thür, durch einen seitwärts angebrachten hölzernen Schieber unsichtbar gemacht werden konnte.

Auf der entgegengesetzten Seite, das heißt nach dem Nachbarhause zu, zeigte sich diesselbe Vorrichtung.

Rechts von der erstgedachten Thür sah man einen alten Tisch und einige Stühle, sowie einen altväterischen Schrank mit darunter angebrachter Kommode.

Auf der linken Seite, in dem Winkel, stand ein

niedriges Bett von der einfachsten und armseligsten Beschaffenheit.

Auf diesem Bett lag eine in dem herrschenden Halbdunkel nur undeutlich erkennbare Gestalt.

Bei dem Eintritt des Arztes und seiner Führerin richtete sie sich mühsam und ächzend empor.

„Da bringe ich den Herrn Doctor," sagte die Alte. „Wie geht's denn jetzt, Herr Inspector?"

„Ich will allein mit ihm sprechen," sagte der Kranke, ohne die Frage seiner Wirthin zu beantworten.

Diese wiederholte auch ihre Frage nicht, sondern beeilte sich blos, einen der alten Stühle mit ihrer Schürze abzustäuben und für den Arzt an das Bett des Patienten bereit zu stellen.

Dann verließ sie das Zimmer.

Doctor Kirchner hörte, daß sie, als sie hinaus war, die Thür von außen verschloß und den Schlüssel abzog.

Er empfand aber deswegen keine Furcht. Er war in den Comment der Stephansgasse so ziemlich eingeweiht und wußte übrigens, daß seine Person hier „heiliger und unverletzlicher" war, als die des Monarchen in einem constitutionellen Staate.

Die Manipulationen der alten Gaunerherbergsmutter ließen ihn deshalb völlig unberührt und er

wendete seine Aufmerksamkeit vielmehr dem Kranken zu, der ihn offenbar mit großer Sehnsucht erwartet hatte.

Er näherte sich demselben, konnte aber trotzdem daß seine Augen sich an die hier herrschende Beleuchtung, oder vielmehr den Mangel daran, mittlerweile hinreichend gewöhnt hatten, von dem ihm zugewendeten Gesicht fast weiter nichts erkennen, als ein Paar schwarze unheimlich und fieberhaft glühende Augen, eine lange gebogene Nase und den oberen Theil der eingefallenen blassen Wangen.

Alles Uebrige war von dem dichten schwarzen Bart bedeckt, der mit dem ebenfalls dichten schwarzen Haupthaar gleichsam ein Ganzes bildete.

Umsonst bemühete Doctor Kirchner sich, in diesem Wenigen, was hier von einer eigentlichen Physiognomie zu sehen war, eine Spur zu entdecken, die ihn in der Erinnerung auf einen der zahlreichen Schulkameraden und Jugendfreunde zurückgeführt hätte, welche er in diesem Moment vor dem Auge seines Geistes im Sturmschritt vorüberdefiliren ließ.

Der Kranke schien zu hoffen, daß der Arzt sich wirklich, dafern er ihm nur einige Sekunden Zeit ließe, auf ihn besinnen würde.

Er seinerseits würde, wenn er auch nicht gewußt

hätte, wer jetzt vor ihm stand, den Genossen seiner Kindheit sofort wiedererkannt haben.

Das runde behäbige Gesicht desselben hatte noch denselben Ausdruck wie vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren und das volle hellblonde Haar kam der Erinnerung an die Knabenzeit noch wesentlich zu Hülfe.

Mit dem Kranken mußten jedoch sehr bedeutende Veränderungen vorgegangen sein.

Er schien dies nachgerade selbst zu fühlen, denn er sagte:

„Ich sehe schon, Albert, daß ich die Hoffnung, von Dir wiedererkannt zu werden, aufgeben muß.“

Die heisere unangenehme Stimme, mit welcher dies gesagt ward, schien mehr als das, was Kirchner sah, eine Erinnerung in ihm wachzurufen.

Er besann sich, daß er unter seinen Jugendgespielen wirklich einen gehabt hatte, dessen unmelodisches Sprachorgan ihm schon in jenem zarten Alter aufgefallen war.

Gleichwohl war diese Erinnerung nicht stark genug, um Fleisch und Blut zu gewinnen und auf diese Weise verkörpert in die Wirklichkeit zu treten.

„Zerbrich Dir nicht weiter den Kopf, lieber Albert,“ fuhr der Kranke fort. „Ich weiß, es ist viel von mir verlangt, daß Du mich nach so langer

Zeit und obendrein jetzt, wo ich krank nnd elend bin, wiedererkennen sollst. Ich bin Julius Brander."

Mit diesen letzten Worten streckte er seine abgemagerte, aber immer noch starke, breite Hand aus.

Der Arzt schien jedoch durch die Nennung des Namens, den er soeben gehört, nicht gerade freudig überrascht zu werden.

Anstatt in die ihm dargebotene Hand einzuschlagen, rückte er vielmehr mit dem Stuhl, auf welchen er sich mittlerweile niedergelassen, ein wenig von dem Bett zurück.

Dann wiederholte er:

„Julius Brander? Du bist Julius Brander, der mit mir die Euphrosynenschule besuchte?"

„Jawohl, derselbe."

„Und wie kommst Du hierher?"

„Das ist eine sehr lange Geschichte, die ich Dir später erzählen werde. Vor allen Dingen aber sage mir, was ich gegen den Schmerz thun kann, der mich hier auf ganz verwünschte Weise quält."

Der Kranke drückte, indem er dies sagte, die rechte Hand, in welche der Arzt gezögert, einzuschlagen, sich auf die rechte Seite und gab dadurch zu erkennen, daß dies die Stelle sei, wo der Schmerz saß.

Doctor Kirchner wußte von den letzten Thaten und Schicksalen seines ehemaligen Schulkameraden

nicht das, was wir wissen, denn der Leser hat nun errathen, daß jener Julius, den wir im Gespräch mit Laura gesehen, nachdem er vorher in der Wohnung des armen Notars einen kühnen Griff gethan, der angebliche Baron, welcher an unserm Freund, dem alten Uhrmacher Martin Schüßler, einen Mordversuch verübt, und der Julius Brander, welcher jetzt hier in einer verdächtigen Spelunke campirte, eine und dieselbe Person waren.

Von den eben erwähnten letzteren Heldenthaten dieses Mannes wußte Doctor Kirchner, wie gesagt, nichts.

Die frühere Vergangenheit Brander's ist uns zur Zeit noch nicht bekannt.

Gleichwohl können wir aus dem Verhalten des Arztes schließen, daß auch diese nicht ganz makellos gewesen sein mußte.

Beide hatten, nachdem sie bis zu ihrem vierzehnten Jahre in dem vorhin genannten Schulinstitut gemeinschaftlichen Unterricht genossen, getrennte Bahnen eingeschlagen.

Albert Kirchner war in das Gymnasium eingetreten, um sich auf den späteren Besuch der Universität vorzubereiten.

Julius Brander dagegen, der, obschon ein guter Kopf, doch die Anstrengung scheuete, welche die be-

kannten drei Fachstudien jedem ihrer Jünger, auch wenn er viel Talent besitzt, zur Nothwendigkeit machen, entschied sich für den Besuch einer polytechnischen Bildungsanstalt.

Er hoffte, auf diesem Wege leichter zu einem selbstständigen Erwerbe zu gelangen, und ohne sich erst den Kopf mit einer Menge Zeug vollpfropfen zu müssen, was blos gelernt wird, um später wieder vergessen zu werden.

Sein Vater war ein reichgewordener Handwerksmeister, welcher den Entschluß seines Sohnes vollkommen billigte.

Außerdem versprach er ihm auch, dafern er es in dem von ihm gewählten Fach, dem Bau von Dampfmaschinen, zu etwas Ordentlichem brächte, ihn mit einem angemessenen Kapital zu unterstützen und dadurch in den Stand zu setzen, sich eine gute Existenz zu gründen.

In polytechnischen Bildungsanstalten lernt man wohl die Theorie der Dampfmaschine, aber nicht den praktischen Bau derselben.

Wer diesen kennen lernen will, muß eine jener großartigen Stätten aufsuchen, wo die gewaltigste Erfindung der Neuzeit den metallenen Körper erhält, in welchem sie sich erst geltend machen kann.

Demgemäß begab auch Julius Brander, sobald

er den Cursus der polytechnischen Schule durchgemacht, in seinem neunzehnten Lebensjahre sich nach Belgien, um sich in einer der größten Maschinenwerkstätten für die von ihm erwählte technische Branche auszubilden.

Die riesigen Etablissements, welche gegenwärtig auch unser deutsches Vaterland auf diesem Gebiete besitzt, waren zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, kaum in ihren Anfängen vorhanden, sonst hätte Julius Brander die Gelegenheit zu seiner Ausbildung näher haben können.

Er hatte seine praktischen Studien in Belgien noch nicht vollendet, als sein Vater ganz unvermuthet starb und er sich dadurch in den Besitz eines Vermögens gelangen sah, welches größer war als er gedacht hatte.

Während seines Aufenthalts in Belgien, wo er wiederholt und längere Zeit in Brüssel verweilt, hatte sich in ihm der Hang zur Schwelgerei entwickelt, welchen sein Vater, so lange er den Sohn in seiner Nähe und unter seiner unmittelbaren Aufsicht gehabt, mit Klugheit und Energie im Zaume zu halten gewußt hatte.

Jetzt jedoch sah der junge Mann sich völlig frei.

Er war das einzige Kind seiner Aeltern gewesen

und die Mutter dem Vater schon um mehrere Jahre im Tod vorangegangen.

Zum Unglück hatte er auch soeben das Alter der Mündigkeit erlangt und konnte nun mit seinem Erbe schalten und walten wie es ihm beliebte.

Eine große Stadt wie Waldenburg bietet einem lebenslustigen jungen Manne schon hinreichend Gelegenheit dar, seinen Durst nach Vergnügen zu befriedigen.

Julius Brander schien dies jedoch nicht zu glauben.

Ihn lockte es wieder nach Brüssel, wo er so mancherlei Genüsse, die er wegen Mangel an Mitteln früher nur flüchtig gekostet, nun ordentlich nachzuholen gedachte.

Von Brüssel ging er, als dieses ihm nichts Neues mehr zu bieten vermochte, nach Paris, wo er das Leben in der dort eigenthümlichen Weise studirte, bis vollständige Uebersättigung eintrat.

Nun sehnte er sich in seine Vaterstadt zurück und nahm auch wirklich hier wieder seinen dauernden Aufenthalt.

Zum Glücke hatte er von seinem Erbe noch so viel, daß es bei Umsicht und Fleiß ihm wohl die Möglichkeit gewährt hätte, die technischen Kenntnisse, die er sich erworben, in der früher von ihm beabsichtigten Weise zu verwerthen. Bei Gelegenheit der

Unterhandlungen, in welche er zu diesem Zwecke mit einem wohlrenommirten Geschäftsmanne trat, lernte er dessen beide Töchter kennen.

Die älteste derselben, Mathilde, machte durch ihre Schönheit und ihre sonstigen Eigenschaften einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er ihr seine Liebe erklärte.

Sie entgegnete ihm, daß auch er ihr durchaus nicht gleichgültig sei.

Es schien deshalb für ihn voller Grund vorhanden zu sein, baldige Verwirklichung aller seiner Wünsche hoffen zu können.

Plötzlich aber gestaltete die Sache sich anders.

Ein junger Jurist, der ebenfalls in diesem Hause Zutritt gefunden, wußte Mathilde so für sich einzunehmen, daß sie sich von ihrem ersten Anbeter gänzlich zurückzog und ihm ein für alle Mal erklärte, daß sie ihr Verhältniß zu ihm als gelöst betrachte.

Julius Brander stürzte sich, um seinen Schmerz zu betäuben, nun wieder in den Strudel seines früheren Schwelgerlebens und verließ nach einiger, Zeit mit dem Rest seines Vermögens seine Vaterstadt ohne Jemandem zu sagen, wohin er wollte nnd was er weiter vorzunehmen gedenke.

Seit dieser Zeit hatte man nichts wieder von ihm gehört.

Drittes Kapitel.

Zwei Schulkameraden.

So weit kannte Doctor Kirchner die Geschichte des Mannes, den er jetzt nach länger als zehn Jahren in so veränderten Umständen wiedersah.

Seine eigene Carriere war eine weit einfachere und harmlosere gewesen.

Er hatte die verschiedenen Stadien und Studien, welche der Ernennung zum Doctor der Medizin vorangehen müssen, durchgemacht und dann auf einer größeren Reise durch Deutschland und Frankreich die berühmtesten Heilanstalten und die hervorragendsten Männer seiner Wissenschaft kennen gelernt.

Hierauf war er nach Waldenburg zurückgekehrt, um sich als ausübender Arzt niederzulassen, und hatte es in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit gebracht, daß er von seinen Patienten vergöttert und von seinen Collegen beneidet und gefürchtet ward.

Was will ein Arzt mehr, besonders wenn er

sich im Stillen sagt, daß er im Grunde auch nicht mehr weiß als andere?

„Du hast Schmerz in der rechten Seite?“ entgegnete er auf die letzten Bemerkungen des Kranken, an dessen Bett er jetzt saß.

„Jawohl, und zwar ganz gewaltigen, so daß ich kaum liegen kann,“ antwortete Brander.

„Hast Du Schaden genommen?“

„Ja, ich habe einen unglücklichen Fall gethan.“

„Dann laß mich vor allen Dingen die betreffende Stelle sehen.“

Der Kranke entblößte sich soweit es zu dem angegebenen Zwecke nöthig war.

Der Arzt besichtigte die schmerzhafte Stelle genau, konnte aber weiter nichts entdecken, als eine etwas geröthete unbedeutende Geschwulst.

Trotzdem aber schüttelte er den Kopf und sagte:

„Jedenfalls ist ein inneres Organ verletzt und Du mußt Dich sehr ruhig verhalten.“

Brander wollte etwas entgegnen, der Arzt kam ihm aber zuvor, indem er fortfuhr:

„Ehe Du wieder' sprichst, setze Dich erst völlig gerade und laß mich Dir aus Deinem Kopfkissen eine Rückenstütze machen.“

Kirchner ließ die That auf's Wort folgen und

nachdem er seinen Patienten in die ihm nöthig scheinende Position gebracht, sagte er:

„So, nun kannst Du sprechen. Thue es aber leise; ich höre schon."

„Du bist sehr gut, Albert," entgegnete Brander, indem er den ihm ertheilten Rathe folgend, seine Lunge so wenig als möglich anstrengte.

„Nun, so viel werde ich doch wohl an Dir thun können!" sagte Doctor Kirchner.

„Wenn Du aber Alles wüßtest, was in meiner Lebensgeschichte sich, seitdem wir einander nicht gesehen haben, ereignet hat, so wäre es sehr die Frage, ob Du mir noch einen Freundschaftsdienst würdest leisten wollen."

„Ich bin Arzt, lieber Brander, und als solcher allen Menschen gegenüber, die meiner Hülfe bedürfen, verpflichtet, dienstfertig zu sein. Wärest Du mir auch stockfremd, so würdest Du mich doch ebenfalls hier sehen und bereit finden, für Dich zu thun, was ich kann."

Der Kranke streckte seinem ehemaligen Schulkameraden wiederum die Hand entgegen.

Diesmal zögerte der Arzt nicht, den ihm zugedachten Händedruck anzunehmen, und setzte dann hinzu:

„Uebrigens wird ja auch das, was Du gethan hast, nicht etwas gar so Furchtbares sein.“

Der Kranke antwortete nicht sogleich.

Er schien zu überlegen, ob er seinen hülfreichen Jugendfreund bei der guten Meinung, die derselbe noch von ihm zu haben schien, lassen, oder ob er sich ihm sofort durch wahrheitgetreue und ausführliche Schilderung seiner letzten Vergangenheit in seiner wahren Gestalt zeigen sollte.

Die Klugheit rieth ihm, das Erstere zu thun.

Ein Geständniß der letztern Art würde den Arzt doch vielleicht bewogen haben, sich von dem Patienten, der seine Hülfe so unvermuthet in Anspruch genommen, zurückzuziehen.

Wenigstens wäre dies vielleicht geschehen, sobald er gesehen, daß der Zustand des Kranken keine ernstlichen Besorgnisse mehr einflöße.

Nun aber lag Brander ungemein viel daran, daß er von seinem Uebel nicht blos recht bald, sondern auch durch einen Arzt befreit würde, dem er in Bezug auf Geschicklichkeit ebenso vertrauen könnte, wie in Bezug auf Verschwiegenheit.

In beiderlei Hinsicht konnte er sich unmöglich in besseren Händen befinden, als eben in denen seines ehemaligen Schulkameraden.

„Was man immer noch thun kann, muß man nicht vorschnell thun“ dachte er bei sich selbst.

Laut setzte er dann hinzu:

„Du hast vielleicht recht, wenn Du meinst, daß das, was ich erlebt und gethan, nichts sehr Furchtbares sei. Man hat gewöhnlich in seinen eignen Angelegenheiten kein unbefangenes Urtheil und Manches kommt einem schrecklich und entsetzlich vor, was in den Augen eines Andern dies nicht ist.“

Er drückte sich, indem er diese letzten Worte sprach, wieder die Hand auf die rechte Seite.

Er empfand auch wirklich Schmerz, obschon seit seiner veränderten Positur nicht mehr in dem Grade wie vorher.

Seine Absicht war aber jetzt, das, was er im Begriff stand, noch weiter zu sagen, genügend zu motiviren.

„Ich finde,“ fuhr er fort, „daß mich das Sprechen wirklich sehr angreift, und wenn es Dir recht ist, so will ich die lange Geschichte, die ich Dir zu erzählen habe, bis auf Deinen nächsten Besuch verschieben. Du kommst doch wieder, nicht wahr?“

„Jawohl,“ entgegnete Kirchner. „Heute wird es nicht nöthig sein. Ich werde Dir etwas verschreiben, um vor allen Dingen die Geschwulst wegzubringen. Dann wird sich weiter finden, was sich thun

läßt. Die Hauptsache wird immer sein, daß Du Dich still und womöglich auch während des Schlafs in der Stellung erhältst, die ich Dir jetzt gegeben. Morgen früh gegen acht Uhr komme ich wieder."

Mit diesen Worten erhob sich der Arzt, wie um zu gehen.

„Du mußt wohl klingeln, wenn Deine Wirthin kommen und mich hinauslassen soll?" fragte er.

Er hatte nämlich, wie schon oben bemerkt worden, gehört, daß die Alte die Thür von außen verschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte.

Ebenso hatte er auch gleich bei seinem Eintritt wahrgenommen, daß unmittelbar neben dem Bett an der Wand ein aus einer einfachen Schnur mit einem daran befestigten eisernen Ring bestehender Klingelzug angebracht war.

„Ja, ich muß klingeln, damit Du hinaus kannst," antwortete Brander.

„Dennoch machte er dabei keine Bewegung, um die Hand nach dem ebenerwähnten Apparat auszustrecken.

Doctor Kirchner vermuthete deshalb, daß sein ehemaliger Schulkamerad außer der Geschichte seiner letzten Vergangenheit, deren Erzählung er auf ein andermal vertagt, noch etwas auf dem Herzen hätte.

Man brauchte kein Oedipus zu sein, um zu er-

rathen, was es war. Die elende Herberge, in welcher der Kranke sich versteckt hielt, sein bleiches, abgezehrtes Gesicht der bedeutsame Blick, welchen er auf seinen Jugendfreund heftete und, wie es schien, nicht in Worte zu übersetzen wagte, alles dies verrieth, daß der Bedauernswerthe nicht blos von körperlichen Leiden, sondern auch von pecuniärer Bedrängniß heimgesucht war.

Doctor Kirchner war bemittelt. Er hatte von seinen Eltern ein nicht ganz geringes Vermögen geerbt, welches bei seiner einträglichen Praxis und seiner einfachen Lebensweise immer beträchtlicher ward.

War er in Folge dieses Umstands und bei seiner angeborenen Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit stets geneigt, unbemittelten Kranken nicht blos seinen ärztlichen Beistand unentgeltlich zu leisten, sondern sie auch noch materiell zu unterstützen, so mußte er einem alten Freund und Schulkameraden gegenüber um so eher bereit sein, sich seiner mit Rath und That anzunehmen.

Er verstand Brander's stummen Blick und sagte:

„Wenn es Dir an Geld fehlt, so brauchst Du es nur zu sagen. Ich will Dir gern eine kleine Summe leihen.“

„Ach, wie gut Du bist, Albert!“ sagte Brander.

„Ja, wenn Du mich bis auf bessere Zeiten mit einem kleinen Darlehn unterstützen kannst, so werde ich Dir dafür dankbar sein!"

Der Arzt zog seine Brieftasche heraus, öffnete sie, nahm einige Cassenscheine heraus und legte dieselben auf die grobe Friesdecke, welche die Stelle des Deckbetts vertrat.

Dann sagte er:

„Hier, nimm einstweilen, was ich gerade bei mir habe. Morgen kannst Du mehr bekommen."

Der Kranke zählte die Papierthaler mit den Augen und entgegnete:

„O, damit komme ich schon eine Weile aus. Vielleicht kehrt mittlerweile die Freundin zurück, die mich bis noch vor wenigen Wochen unterstützt hat."

„Wie? Eine Freundin hat Dich unterstützt?"

„Ja wohl; Du kennst sie auch."

Kirchner würde sich nicht erlaubt haben, weiter in die Umstände oder Geheimnisse seines so tief gesunkenen Jugendfreundes eindringen zu wollen.

Da Brander ihm jedoch durch seine letzte Aeußerung die Frage, so zu sagen, in den Mund legte, so glaubte er weiter keine Indiscretion zu begehen, wenn er diese Frage thäte.

„Ich kenne Deine Freundin?" wiederholte er.

„Dann darf ich wohl auch wissen, von wem Du sprichst?“

„Ich spreche,“ antwortete Brander, „von der Wittwe des Commerzienraths Adrian Schüßler.“

„Wie!“ rief der Arzt überrascht, „Du sprichst von Mathilde, Deiner ehemaligen Geliebten?“

Er ließ sich, in der Erwartung, daß es nun noch mehr zu hören geben werde, wieder auf den Stuhl nieder, den er bereits verlassen hatte.

„Ja, von ihr spreche ich, die schuld daran ist, daß ich mit dem geringen Rest meiner Habe Heimath und Freunde verließ, und, nachdem ich den letzten Thaler aufgezehrt, mich zum Helfershelfer gemeiner herumziehender Gaukler erniedrigte, und die auch jetzt wieder daran schuld ist, daß ich hier liege und vor Wuth über meine Ohnmacht mit den Zähnen knirsche.“

„Daß die jetzige Commerzienräthin Schüßler, Deine ehemalige Geliebte, der Grund war, aus welchem Du hier fortgingst, ist mir noch recht wohl bekannt. In wiefern sie aber an Deiner jetzigen unglücklichen Lage die Schuld trägt, dies müßte ich erst von Dir erfahren.“

„Das sollst Du, wenn auch heute nicht, denn ich kann es vor Schmerzen kaum aushalten. Sie ist fort, das weißt Du wohl?“

„Ja, allerdings habe ich gehört, daß sie nach Eröffnung des Testaments ihres Mannes und nachdem sie ihren ungefähren Erbantheil ausgezahlt erhalten, also vor ungefähr drei Wochen, Waldenburg verlassen hat.“

„Weißt Du vielleicht, wohin sie ist?“

„Nein. Wenn Dir aber daran liegt, es zu erfahren, so will ich mich erkundigen.“

„Ja, thue das, Albert,“ sagte der Kranke. „Thue mir's zu Liebe. Sie hat mich zum zweiten Male auf schändliche Weise getäuscht und betrogen.“

„Wenn ich wissen soll, was Du meinst, so mußt Du Dich deutlicher erklären,“ sagte der Arzt.

„Das soll auch geschehen — vielleicht morgen schon. Heute will ich blos erwähnen, daß sie mich beauftragte, ihr einen Dienst zu leisten, wobei ich eben das Unglück hatte, die Verletzung davon zu tragen, an der ich jetzt leide. Sie versprach, mich bis zu meiner Wiederherstellung zu unterstützen und dann auch weiter für mich zu sorgen.“

„Und sie hat nicht Wort gehalten?“

„Nein, die Unterstützung, die sie mir zugesichert, erhielt ich nur sechs Wochen lang. Als ich dann wieder zu ihr schickte, war sie verschwunden.“

„Aber wovon hast Du dann in diesen letzten Wochen gelebt?“

„Ich hatte noch ein paar Thaler und außerdem einen vollständigen neuen Anzug. Diesen hab' ich Stück für Stück verkaufen lassen und mit dem Erlös meine Bedürfnisse bestritten. Ich hatte auch noch eine schöne goldne Uhr mit Kette, von der ich noch viel länger hätte leben können. Diese aber hab' ich bei jenem unglücklichen Sturze verloren."

„Aber konntest Du sie nicht suchen, oder sonst Schritte zu ihrer Wiedererlangung thun?" fragte der Arzt in seiner Unschuld.

Der Kranke verzog das Gesicht zu einem grimmigen Lächeln und antwortete:

„Nein, das hätte mir schlecht bekommen können. Hin ist hin und es wäre doch nur eine Galgenfrist für mich gewesen. Uebrigens —"

Er stockte und fuhr sich mit der Hand wieder nach der Seite, als ob er einen heftigen Stich empfände.

„So schweig doch!" rief der Arzt ärgerlich. „Klingle lieber, damit ich fort kann."

„Ich wollte blos sagen, daß ich unter solchen Umständen keine andere Rettung sah, als zu Dir zu schicken."

„Hattest Du denn bis jetzt noch keinen Arzt zu Rathe gezogen?"

„Nein. Ich getrauete mir's nicht und hoffte

auch immer, das Uebel sollte allmälig von selbst wieder verschwinden."

„Das muß es allerdings auch, wenn Du wieder gesund werden sollst," entgegnete Doctor Kirchner. „Hier kann nur die Natur sich selbst helfen und die Kunst vermag, wie in den meisten andern Fällen, weiter nichts, als die Natur ein wenig zu unterstützen."

Indem der Arzt diese letzten Worte sprach, zog er abermals seine Brieftasche hervor.

Aus dieser nahm er eins der darin vorräthig gehaltenen länglich viereckigen Papiere und schrieb dann, die Brieftasche selbst als Unterlage und das rechte Knie als Pult benutzend, mit Bleistift ein Recept von nur wenigen Zeilen.

„Mit dem, was ich Dir hier verschrieben," fuhr er dann fort, „reibst Du die kranke Stelle alle Stunden so nachdrücklich ein, als der Schmerz es Dir gestattet. Morgen früh komme ich, wie ich schon gesagt, wieder. Nun laß mich hinaus."

Julius Brander zog den neben seinem Bett hängenden Ring und es dauerte nicht lange, so ward von außen der Schlüssel in das Schloß der Thür gesteckt, welche sich gleich darauf öffnete.

Nach wenigen Augenblicken befand der Arzt sich wieder draußen auf der Stephansgasse und beeilte sich nun, zu seinem Mittagsmahl zu kommen.

Viertes Kapitel.

Das Bankett im Pfarrhause.

Während Doctor Kirchner mit raschen Schritten das berüchtigte Gäßchen durchmißt und über die soeben gehabte Unterredung mit einem Jugendgenossen nachdenkt, den er in einer so beklagenswerthen Lage angetroffen, versetzen wir uns, von den Schwingen der Phantasie getragen, nach Bleichfurt.

Wir haben dieses stille, glückliche Dörfchen als eine der wenigen glücklichen Oasen kennen gelernt, welche in den weitgestreckten Wüstensandflächen menschlicher Leidenschaften und Verirrungen einen angenehmen, erquickenden Ruhepunkt für Auge und Herz bilden.

Wird diese Oase eine solche bleiben?

Oder wird sie von einem aufsteigenden Samum ebenfalls wie von einer Alles ertödtenden, heißen, trockenen Fluth überschwemmt werden?

Wer weiß es?

An dem Tage, von welchem wir jetzt sprechen, hatte es allerdings nicht den Anschein, als ob eine solche unglückselige Verwandlung bevorstünde.

In dem stillen Pfarrhaus, in dessen glückliches Einerlei, als wir es zum erstenmal sahen, durch die Anwesenheit eines einzigen Gastes einige Abwechselung kam, herrschte heute ein Leben und Treiben, wie es diese stille Mauern wahrscheinlich noch nie gesehen.

In dem großen Parterrezimmer, in welches wir bei unserer ersten Anwesenheit mit Heinrich Hammermeister hier gar nicht gekommen sind, war heute eine für diesen Ort sehr zahlreiche Gesellschaft versammelt.

Dieselbe bestand jedoch aus lauter Personen, die uns sammt und sonders bereits bekannt sind.

Wir können deshalb frank und frei unter sie treten und unsere Bekanntschaft mit ihnen erneuen.

Das Zimmer an und für sich war mit jener Einfachheit und dem guten Geschmack ausgestattet, welcher Alles kennzeichnete, worüber und worin Louisens schaffende oder ordnende Hand waltete.

Der Thür gegenüber, an der einen schmalen Seite des Zimmers, stand ein geräumiges, bequemes Sopha, auf welchem mehrere von der kunstfertigen Hand der Hausfrau gestickte Kissen lagen.

Die eine lange Seite des Zimmers ließ wegen der darin angebrachten drei Fenster nur soviel Raum als man bedurfte, um einige Stühle und kleine Tische stellen zu können.

Der Hauptschmuck der gegenüber befindlichen Wand war ein hoher, breiter Mahagonyglasschrank.

In diesem prangten in wohlgeordneten Reihen und prachtvollen Einbänden die Meisterwerke namentlich der deutschen Literatur, obschon auch die hervorragendsten Heroen des modernen Auslandes im Gebiet der Poesie und Prosa nicht vergessen waren.

Dies war die Fundgrube, aus welcher Louisens wißbegieriger Geist fortwährend neue Schätze zu holen wußte, und die in den Stunden, wo Karl Angermann durch sein Amt gebunden, sie selbst aber ihrer häuslichen Geschäfte los und ledig war, doch nie in ihr auch nur einen Gedanken an Langweile aufkommen ließ.

Die freien Räume des Zimmers waren mit hübschen Oelgemälden und Handzeichnungen geschmückt, welche letzteren den Beweis lieferten, daß Louise sich auch auf diesem Felde der bildenden Kunst mit Glück versucht hatte.

Das aber, was heute die Aufmerksamkeit des Eintretenden am meisten auf sich ziehen mußte, war der in der Mitte des Zimmers stehende Tisch.

Dieser nahm zu gewöhnlichen Zeiten blos so viel Platz ein, daß er auf allen vier Seiten einen bequemen Gang frei ließ, und war dann in der Regel mit einer schönen, bunten Decke bekleidet.

Heute dagegen hatte er sich nach zwei Seiten hin so verlängert, daß zwischen ihm und der Eingangsthür einerseits und dem Sopha andrerseits kaum ein Drittel des sonst vorhandenen Raumes übrig geblieben war.

Die bunte Decke, welche für einen so verdreifachten Flächenraum ohnehin nicht mehr zugereicht hätte, war verschwunden.

An ihrer Statt sah man ein großes, feines, silberweiß glänzendes Tafeltuch, dessen frische, scharfe Brüche verriethen, daß es heute vielleicht zum ersten Mal seiner Bestimmung gemäß verwendet ward.

Auf diesem feinen Damasttuche waren Teller, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel in schönster Symmetrie placirt.

Es ging hieraus hervor, daß hier ein großes Gastmahl stattfinden sollte.

Dies war auch wirklich der Fall.

Man wollte heute das Genesungsfest zweier Personen feiern, die vor beiläufig zehn Wochen durch verbrecherische Hand in drohende Lebensgefahr gerathen waren.

Die Gesellschaft bestand außer diesen beiden Personen und den beiden andern, welche — abgesehen von dem Verbrecher selbst — jenem furchtbaren Auftritte beigewohnt, noch aus dreien, welche nichts davon gesehen, gleichwohl aber ebenfalls nahe dadurch berührt werden mußten.

Wir kennen diese drei Personen auch und freuen uns, besonders in Bezug auf zwei von ihnen, aufrichtig, daß wir sie hier in ganz veränderter Gestalt und in weit erfreulicherer Umgebung sehen, als da wir ihre erste Bekanntschaft machten.

Da das Mahl noch nicht begonnen hat, so haben die Gäste vorläufig auf dem Sopha und den an den Wänden umherstehenden Stühlen Platz genommen.

Auf dem erstgedachten, dem Ehrenplatz, sehen wir unsern ehrwürdigen Freund Martin Schüßler.

Sein Aussehen ist gegen früher noch fast ganz unverändert.

Seine große, starke Gestalt zeigt noch dieselbe gerade, aufrechte Haltung, seine Wangen sind munter geröthet, sein Auge blickt hell und freundlich und die Raschheit, womit er sich nach jeder, wenn auch fern von ihm sitzenden Person, sobald sie spricht, herumdreht, ist ein Beweis, daß die Harthörigkeit

an welcher er früher gelitten, anscheinend für immer gehoben ist.

Nur das auffallend kurze weiße Haupthaar, welches anstatt des früher so langen und vollen seinen Scheitel bedeckt, verräth, daß letzter es der Scheere zum Opfer gefallen ist, weil sonst die Heilung der Wunde, die ihm jene Mörderhand geschlagen, bedeutend erschwert und verzögert worden wäre.

Nun aber, wo diese Heilung glücklich stattgefunden hat, wird auch das Haar bald wieder die frühere Länge haben und in Verbindung mit dem weißen Backen- und Kinnbart die von unserem Freund selbst behauptete Aehnlichkeit mit dem Kapuzineraffen in ihrer vollen Integrität wieder herstellen.

Neben ihm saß Karl Angermann, der junge Geistliche, in dessen Aeußerem die Verwundung, die er bei jenem Angriff auf den Banditen davongetragen, leider weit ernstere und sichtbarere Spuren zurückgelassen hatte, als dies bei seinem Leidensgenossen der Fall war.

Der sonst so blühende, kräftige, junge Mann war jetzt nur noch ein Schatten seines früheren Ich.

Seine sonst so gesunde, gebräunte Gesichtsfarbe hat sich in ein aschfarbenes Fahl verwandelt.

Seine schon vorher scharf ausgeprägten Züge waren jetzt förmlich spitz geworden.



Die früher so vollen, runden Wangen waren jetzt eingefallen und hohl und die ganze Haltung des jungen Geistlichen verrieth, daß er, obschon aller Lebensgefahr entrissen nnd von seiner Wunde geheilt, doch noch langer Zeit bedürfen würde, ehe er wieder in den Besitz seiner früheren Gesundheit und Rüstigkeit gelangte, dafern dies nämlich überhaupt je wieder geschah.

Ganz so dagegen, wie wir ihn früher gesehen, war Heinrich Hammermeister auch jetzt noch der rüstige, junge Mann, der trotz Armuth und Elend doch immer so zu manövriren gewußt hatte, daß er sich keine wesentliche leibliche Entbehrung aufzuerlegen gebraucht.

Die einzige Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, bestand darin, daß er jetzt bei weitem nicht mehr so ärmlich und dürftig gekleidet war, wie bei dem ersten Besuche, den er in diesem Hause machte.

Allerdings stand man jetzt in den ersten Tagen des Maimonats und die Witterung war so mild und warm, daß der Ueberrock, den wir dem armen Notar auf seiner Fußwanderung in den Februartagen so gern gegönnt hätten, ihm jetzt erst recht wohl entbehrlich war.

Seine Kleidung war deshalb jetzt wohl ebenfalls

leicht und luftig wie damals, aber nicht abgetragen und von veraltetem Schnitt, sondern neu und elegant.

Wären wir bei seiner Ankunft im Pfarrhause zugegen gewesen, so würden wir überdies gesehen haben, daß er noch einen leichten, feinen, mit Seide gefütterten Sommerüberzieher über dem Arm trug, der ihm bei seinem Eintritt von einer dienstfertigen Hand natürlich sofort abgenommen ward.

Wenn dies schon Jeden, der den armen Notar, wie wir ihn zeither genannt, in frühern Zeiten gekannt, zu der Vermuthung berechtigt hätte, daß in seinen finanziellen Verhältnissen eine bedeutende und erfreuliche Umwälzung stattgefunden haben müsse, so mußte diese Vermuthung fast zur Gewißheit werden, sobald man einen Blick auf die beiden Personen warf, von welchen die eine neben ihm saß, während er die andere, eine sehr kleine und niedliche, auf dem Knie schaukelte.

Diese letztere war nämlich die kleine Helene, welche wir an jenem Abend, wo unsere Erzählung begann, von einem bösen Fieber heimgesucht in ihrem kleinen Bett zwischen Tod und Leben schweben sahen.

Statt der unheilverkündenden Fieberröthe, die damals ihre Wangen färbte, prangten dieselben jetzt

im frischen markigen Roth der wiedergewonnenen Gesundheit.

Das Auge, welches an jenem Abende, sobald es nicht von der bleiernen Hand des Schlafes geschlossen ward, unheimlich und wildglänzend umherrollte, blickte jetzt freundlich und hell in der neuen Umgebung umher.

Der kleine Mund, welcher damals blaß nur irre Reden gestammelt, erging sich jetzt roth und schwellend in tausenderlei neugierigen Fragen und kindlich-naiven Bemerkungen.

Die Art und Weise, auf welche das Kind nicht blos schön und niedlich, sondern auch gediegen und geschmackvoll angekleidet und geputzt war, verrieth, daß der Glücksregen, welcher sich auf das Haupt des Vaters ergossen, auch auf dem kleinen Terrain des Töchterchens seine befruchtende Wirkung geäußert hatte.

Nicht so auffällig wie an Vater und Tochter manifestirten die veränderten Umstände der kleinen Familie sich an der Mutter.

Wohl bot Charlotte jetzt ein ganz anderes Bild dar, als da wir sie am Bett ihres kranken Kindes und ihrer stolzen, übermüthigen Schwester gegenübersahen.

Ihre Gesichtsfarbe war, wenn auch noch blaß, doch keine so ungesunde mehr wie früher.

Man sah ihr an, daß sie jetzt nicht gezwungen war, die verdorbene, von ungesunden Miasmen erfüllte Luft eines engen Gäßchens und eines dumpfen Zimmers zu athmen.

Ihre Kleidung war nicht gerade auffallend elegant oder gewählt zu nennen, bot aber doch gegen ihre frühere einen ungemein großen Abstand dar.

Trotzdem verrieth ihr ganzes Wesen, daß der in ihren Verhältnissen offenbar eingetretene Glückswechsel auf sie nicht dieselbe belebende Wirkung geäußert hatte, wie auf ihren Gatten und ihr Kind.

Abgesehen von dem Mangel an Spannkraft und Energie, der sich früher in ihren Zügen kundgegeben und auch jetzt noch nicht verschwunden war, konnte man deutlich wahrnehmen, daß sie, wenn auch nicht mit Gedanken an Mangel und Entbehrung, dagegen mit anderen beschäftigt war, welche ihr Herz vielleicht mehr quälten als jene gethan hatten.

Doch ließ sie sich davon so wenig als möglich merken.

Sie suchte sich, insoweit ihr Mangel an Willenskraft sie dazu befähigte, zu beherrschen. Sie wußte, daß sie mit hierhergegangen war, um einem Freudenmahl beizuwohnen, und daß es ihre Pflicht

war, sich wenigstens hier Zwang anzuthun und sich heiter zu stellen, wenn sie es auch nicht war.

Die einzige von allen jetzt im Zimmer anwesenden Personen, an welcher die Zwischenzeit, während welcher wir sie nicht gesehen, völlig spurlos vorübergegangen zu sein schien, war unsere Freundin Justine.

Sie saß neben Hammermeister und streichelte von Zeit zu Zeit das weichseidene, blonde Haar der Kleinen, die er auf seinem Knie hielt.

Wir wissen, daß sie nach Art alter Jungfern überhaupt keine sonderliche Freundin von Kindern war, und es ist die Frage, ob sie die Kleine in dieser Weise geliebkost haben würde, wenn sie nicht geglaubt hätte, sich dadurch bei dem Vater zu insinuiren.

Wir wollen dies jedoch hier nicht weiter untersuchen, denn Ort und Zeit wären dazu gleich ungeeignet.

Wenn wir gesagt haben, daß der Zeitraum, in welchem wir die Nichte des alten Uhrmachers nicht gesehen, spurlos an ihr vorübergegangen sei, so ist dies doch nicht so zu verstehen, als ob auch ihre Toilette noch ganz dieselbe gewesen sei, wie an jenem Sonntagmorgen, wo ihr das Wiederbefestigen ihres

losgegangenen falschen Zopfes so viel Schwierigkeit machte.

Sie hätte nicht Weib sein müssen, wenn sie den reichen Segen, dessen ihr Onkel und somit auch sie theilhaftig geworden, nicht vor allen Dingen dazu angewendet hätte, sich so zu kleiden, wie sie es schon längst gewünscht und wie es der nächsten Verwandten eines nun reichen Mannes zukam.

Dabei aber müssen wir ihr zum Lobe nachsagen, daß sie nicht, wie sicherlich viele andere ihres Gleichen gethan hätten, in den Fehler verfallen war, sich übertrieben elegant oder jugendlich herauszuputzen.

Ihr Costüm war vielmehr, obschon von gediegenem, werthvollem Stoff, doch in Bezug auf Form und Schnitt ihren Jahren vollständig angemessen.

Sie machte daher, während sie so in ihrem schwarzseidenen Kleide mit Spitzenkragen und dergleichen Manschetten dasaß und freundlich umherblickend, sich dann und wann an der Conversation betheiligte, einen ganz angenehmen Eindruck.

Das Einzige, wodurch sie mit allgewohnter Beharrlichkeit ihren jungfräulichen Stand documentirte, war der unbehaubte schön frisirte Kopf, auf welchem ein neuer, kunstreich von des Haarkünstlers Hand geflochtener Zopf kühn emporragte, wie das stolze Banner einer nie vom Feinde eroberten Festung.

Fünftes Kapitel.

Rückblicke.

Eine sehr wesentliche Person bei dem kleinen Bankett, zu welchem sich von zwei Richtungen her die Gäste in dem stillen Pfarrhaus eingefunden, war natürlich Louise, die anmuthige, liebenswürdige, blonde, junge Hausfrau.

Wir sind bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, zu sagen, ob ihre heutige Erscheinung noch ganz so war wie früher, oder ob sie, wie die der meisten in dem vorigen Kapitel erwähnten Personen, eine Veränderung erfahren hatte.

Der Leser darf uns aber diesen anscheinenden Mangel von Aufmerksamkeit nicht zum Vorwurf machen.

Wenn ein Maler oder ein Photograph Jemanden portraitiren soll, so verlangt er vor allen Dingen, daß die betreffende Person sich still und unbeweg-

lich verhalte, weil er sonst nicht im Stande ist, ihr Bild mit seinem Pinsel oder mittelst seines Apparats auf zweckentsprechende Weise zu fixiren.

Der Romanschreiber muß an seine Personen ähnliche Anforderungen stellen.

Wir haben in unserem letzten Kapitel eine ganze kleine Galerie von Portraits geliefert und dies ist uns durchaus nicht schwer geworden, denn die Leutchen saßen fein ruhig und erleichterten uns dadurch unsere Aufgabe in hohem Grade.

Wie aber sollen wir die zierliche kleine Louise malen, die sich fortwährend und so rasch hin- und herbewegt, daß wir ihrer auch nicht auf zwei Minuten hinter einander habhaft werden können?

Bald kommt sie in das Zimmer herein, um noch etwas auf der gedeckten Tafel zu ordnen, aber auch, nachdem sie Lenchen freundlich zugenickt, sofort wieder zu entschlüpfen.

Bald bewegt sie sich draußen in der Küche, auf dem Hofe, oder im Garten zwischen ihren Mägden hin und her, um mit diesen vereint eine Aufgabe zu lösen, die ihr, seitdem sie das Glück genießt, am eignen Heerde zu schalten und zu walten, noch nicht gestellt worden ist.

Ihre Umsicht, ihre Rührigkeit, ihre Energie und ihre Klugheit bürgen aber dafür, daß sie diese

Aufgabe nicht blos lösen, sondern auch glänzend lösen werde.

Endlich tritt sie ein, um ihrem Gatten und ihren Gästen zu melden, daß sie mit allen Vorbereitungen fertig ist und daß, wenn die Herrschaften damit einverstanden sind, das Mahl aufgetragen werden kann.

Wir haben daher einen Augenblick Zeit, sie zu betrachten.

Hätte sie sich nicht während der letzten Stunden in der eben angedeuteten Weise so vielfach anzustrengen gehabt, so würden wir vielleicht finden, daß das zarte Roth ihrer Wangen ein wenig erblichen und der Ausdruck ihrer Züge nicht mehr ein ganz so heiterer und unbefangener sei, wie während jener Tage, wo Hammermeister zum ersten Male ihr Gast war.

Der Schreck bei jenem blutigen Vorgange in der Burgruine, die Angst um das Leben ihres schwerverwundeten Gatten, die unablässige Pflege, welche sie ihm dann lange, bange Wochen hindurch gewidmet und die Unruhe, in welcher sie sich natürlich unausgesetzt befunden, hatten nicht verfehlen können, auf einen so zarten Organismus in angreifender und entnervender Weise einzuwirken.

Vielleicht war hierbei auch noch ein anderes

Gefühl thätig gewesen, über welches sie sich in diesem Augenblicke selbst noch unklar war und welches wir deshalb erst noch seiner eventuellen weitern Entwickelung überlassen wollen, ehe wir es in den Kreis der Besprechung ziehen.

Jetzt aber hatten die ungewohnte Bewegung und die Freude über die Gelegenheit, welche diese Gäste an ihrem Tisch versammelt, ihre Wangen höher geröthet, ihre Augen strahlten heller und freudiger als je und sie stand da wie eine von Lichtglanz umflossene überirdische Erscheinung.

Charlotte sah, wie die Augen ihres Gatten mit bewunderndem Blick auf Louise geheftet waren, und sie bog sich nach ihrem Töchterchen hinüber, um nicht merken zu lassen, was in ihr vorging.

Angermann erhob sich, nachdem er die Meldung, welche Louise gemacht, vernommen, langsam von seinem Sopha und sagte:

„Ja, laß auftragen, Louise. Ich für meine Person könnte wohl noch warten, unsere Freunde aber, die einen weiten Weg gemacht, werden Appetit haben.“

Louise verneigte sich mit komisch-ernster Geberde wie eine Orientalin, welche die Befehle ihres Gebieters empfängt.

Dann verschwand sie wieder, um zu thun, wie ihr geheißen worden.

Der junge Geistliche fuhr zu seinen Gästen gewendet fort:

„Wir erwarten allerdings noch einen Gast, den wackern Arzt, der unsern würdigen Freund hier" — damit deutete er auf den alten Uhrmacher — „und mich von unsern gefährlichen Wunden so glücklich wiederhergestellt hat."

„Ei ja," sagte Martin Schüßler, „unser guter Doctor Gernhardt muß auch mit dabei sein. Können wir nicht warten bis er kommt?"

„Nein," bemerkte Angermann, „er hat sich das selbst verbeten. Seine weit auseinander liegenden Patienten machen es ihm unmöglich, genau vorher zu bestimmen, wann er hier auf seinem alten Schimmel angetrabt kommen wird —"

„Am Ende kommt er gar nicht," warf Justine ein. „Er ward kurz zuvor, ehe wir uns auf den Weg hierher machten, nach Belgersdorf geholt, wo der Amtmann gefährlich erkrankt sein soll."

„Belgersdorf ist von hier aus nicht so weit entfernt als von Grünheim," entgegnete Angermann, „und er kommt ganz gewiß, wenn es auch etwas spät werden sollte. Er hat es mir versprochen und er ist ein Mann von Wort."

„Ja, das ist er," bestätigte Martin Schüßler.

„Deshalb," fuhr der Hausherr fort, „gestatten Sie mir, meine Freunde, Ihnen Ihre Plätze anzu weisen."

Die Gäste erhoben sich sehr bereitwillig, denn die Voraussetzung, welche ihr Wirth in Bezug auf ihren Appetit ausgesprochen, war eine vollkommen begründete.

„Hier," sagte er, indem er auf den Stuhl an der Spitze der Tafel der Thür gegenüber zeigte und sich dann zu dem alten Uhrmacher wendete, „nehmen Sie, verehrter Freund, Platz, und zwar nicht blos als der Aelteste, sondern auch als der Würdigste von uns."

Martin Schüßler verneigte sich und stellte sich folgsam hinter den ihm angewiesenen Stuhl.

Er wußte und erwartete, daß erst das Tischgebet gesprochen werden würde, ehe man sich wirklich setzte.

Den weiteren Anordnungen des jungen Pfarrers zufolge postirten sich Justine und Charlotte rechts und links neben Schüßler; Hammermeister stellte sich neben Justine, seinem Töchterchen gegenüber, an dessen rechte Seite Angermann selbst zu sitzen kommen sollte, während der ihm gegenüberstehende Stuhl für den erwarteten Doctor reservirt blieb und

Louise den untersten Platz quervor bekam, um immer der Thür nahe zu sein und die Aufeinanderfolge der verschiedenen Gerichte leiten und überwachen zu können.

Während der Wirth so die Schlachtordnung der Tischgesellschaft rangirte, ward die Suppe aufgetragen.

Angermann trat nun einen Schritt hinter seinem Stuhl zurück und sprach ein Tischgebet, wie deren, seitdem diese fromme Stille herrscht, wahrscheinlich nur wenige gesprochen worden.

Er dankte zunächst Gott, daß es ihm, dem Betenden, und seinem Studiengenossen vergönnt gewesen, den Anschlag eines verruchten Bösewichts auf das Leben eines Mitmenschen, der ihm nie etwas zu Leide gethan, zu vereiteln.

Dann sprach er seinen Dank dafür aus, daß er sowohl als der, dem der Mordanschlag gegolten, von ihren schweren Wunden wiederhergestellt worden, und knüpfte daran den Wunsch, daß es Letzterem gelingen möge, von dem Reichthum, der ihm so unerwartet zugefallen, einen weisen, gottgefälligen Gebrauch zu machen.

Für sich selbst schloß er dann mit der Bitte, daß der Himmel, der ihm die eigentliche Gefahr und Krankheit überstehen geholfen, ihm nun auch wieder

Kräfte geben und dadurch in den Stand setzen möge, sein heiliges Amt, welches er bis jetzt fremden Händen anvertrauen müssen, wieder selbst zu übernehmen und sich demselben mit erneuetem Eifer zu widmen.

„Amen! Amen!" wiederholten die Gäste des jungen Geistlichen und nahmen dann mit ihm die bestimmten Plätze ein.

Sämmtliche Tischgenossen waren entweder schon früher her mit einander bekannt, oder hatten sich während der dem Mahl vorangegangenen Stunde mit einander bekannt gemacht.

Trotzdem aber wollte, wie das bei Tischgesellschaften sehr oft zu geschehen pflegt, anfangs keine recht lebhafte Unterhaltung in Gang kommen.

Eine Hauptursache dieses Mangels an Jovialität lag in der feierlichen Stimmung, in welche Alle durch das Tischgebet des jungen Pfarrers versetzt worden.

Es ward daher von Allen als eine wahre Wohlthat empfunden, daß die kleine Helene mit zu Tische saß und durch ihre naiven Einfälle und Fragen die heitere Stimmung anregen half, nach welcher sich Alle sehnten und die sich der Mensch gleichwohl nicht nach Belieben geben kann.

Allmälig jedoch trat diese Stimmung ein.

Hammermeister begann dem vortrefflichen Rhein-

wein, welchen sein Freund zu dieser festlichen Gelegenheit angeschafft, tapfer zuzusprechen.

Er konnte nicht blos was Wein, sondern auch was geistige Getränke überhaupt betraf, ein bedeutendes Quantum vertragen und es gehörte daher schon etwas dazu, ehe man eine Einwirkung auf seinen Normalzustand an ihm wahrnehmen konnte.

Weit eher war dies mit Martin Schüßler der Fall.

Dieser hatte von jeher ein ungemein mäßiges Leben geführt und Luxustage wie den, an welchem Hammermeister ihn besucht, sich nur höchst selten gestattet.

Nachdem er daher jetzt kaum zwei oder drei Glas getrunken, ward er ziemlich redselig, wiewohl er auch schon im völlig nüchternen Zustande durchaus nicht zu der Zahl der Wortkargen gerechnet werden konnte.

Er hätte von dem Beförderungsmittel der Lust zum Reden vielleicht noch rascheren und umfassenderen Gebrauch gemacht, wenn nicht Justine ihn jedesmal, wo er das Glas erhob, mit bedeutsamem, mahnendem Blick angesehen hätte.

Doctor Gernhardt, der ihn, wie wir im Vorbeigehen gehört, in seiner Behandlung gehabt, hatte ihm, nachdem er ihn für vollständig wiederhergestellt

erklärt, doch die Vermeidung jedes Excesses zur strengsten Pflicht gemacht.

Sein Hirn bedurfte, wie der Arzt erklärte, bei seinem schon vorgerückten Lebensalter wenigstens ein Jahr Zeit, ehe es wieder so wie früher im Stande sein konnte, dem Druck einer Bluterhitzung so zu widerstehen, daß kein Nachtheil für Gesundheit und Leben zu fürchten war.

Es ward dem alten Uhrmacher, der nie ein Schlemmer gewesen, nicht schwer, diesen Verhaltungsregeln nachzukommen; heute aber, bei einem solchen Freudenfest, glaubte er sich wohl einmal eine kleine Ausnahme gestatten zu können.

Sein Unglücksgefährte und Mitgenesene, der junge Landgeistliche, war ungleich schlimmer daran als er.

Während ihm selbst der Genuß des Weins in, wenn auch äußerst mäßigem Grade, gestattet war, mußte Karl Angermann sich jetzt und wahrscheinlich auf noch lange Zeit hinaus in dieser Beziehung gänzliche Enthaltung auferlegen.

Die Kugel des Mörders hatte ihn in die Brust getroffen. Zum Glück war sie nicht tief eingedrungen und die geschickte Hand des alten Gernhardt, den ein gütiges Geschick unmittelbar, nachdem die That geschehen, an dem Schauplatz derselben vor=

übergeführt, hatte das mörderische Blei gleich an Ort und Stelle wieder aus der Wunde entfernt.

Der ziemlich weite Transport nach Hause aber, der auf einem gewöhnlichen aus dem nächsten Dorfe herbeigeholten Bauerwagen erfolgen mußte, hatte durch die dabei nicht zu vermeidende Erschütterung die durch die Kugel geschehene Verletzung der Lunge zu einer so gefährlichen gemacht, daß der Arzt selbst, als er seinen Patienten die Gefahr überstehen und glücklich genesen sah, dies mit einer bei seinen Berufsgenossen seltenen Bescheidenheit für ein halbes Wunder erklärte.

Mit Martin Schüßler hatte er ein weit leichteres Spiel gehabt.

Obschon gleich von dem ersten Schlage, welchen sein tückischer Feind, nachdem er ihm den Hut vom Kopfe geschleudert, versetzt, betäubt und zu Boden geworfen, hatte der alte Uhrmacher sich doch sehr schnell wieder ermannt und aufgerafft.

Nachdem der Arzt dem ungleich schwerer verwundeten Angermann die erste Hülfe hatte angedeihen lassen, hatte er auch dann Schüßler einen flüchtigen Verband angelegt.

Die Wirkung desselben war eine so überraschend schnelle, daß der Verwundete, als Hammermeister mit dem von ihm requirirten Bauernwagen herbei-

kam, erklärte, desselben für seine Person nicht zu bedürfen, sondern, dafern Hammermeister ihn begleiten und ein wenig unterstützen wolle, recht wohl zu Fuße nach Grünheim zurückkehren zu können.

Der Arzt selbst äußerte kein Bedenken hiergegen.

Angermann ward demgemäß auf den Wagen gelegt, wo die jammernde Louise, neben ihm sitzend, ihn in ihren Armen hielt, während Doctor Gernhardt, nachdem der Wagen sich in Bewegung gesetzt, langsam nebenher ritt.

Hammermeister faßte, nachdem er mit Martin Schüßler den Scheidenden eine Weile nachgesehen, seinen alten Verwandten, der ihn nicht hier zu sehen erwartet, sanft am Arme und schlug mit ihm die entgegengesetzte Richtung ein.

Kaum waren sie in Grünheim bei der nicht wenig erschreckenden Justine angelangt, so erschien auch schon der fast allgegenwärtige unermüdliche Arzt.

Er hatte den Transport des verwundeten Pfarrers bis in dessen Wohnung geleitet, hier ihm einen frischen Verband angelegt, der verzweiflungsvollen Gattin alle erforderlichen Instructionen ertheilt und sich dann sofort wieder auf sein altes treues Roß geworfen, um auch dem zweiten Patienten, den an

diesem Tage das Unglück ereilt, fernerweite Hülfe zu bringen.

Doctor Gernhard war eigentlich gar kein Doctor, sondern blos praktischer Arzt.

Wir haben aber schon in einem früheren Kapitel, ohne dort seinen Namen zu nennen, erwähnt, daß er ein ungemein umsichtiger und in seinem Beruf erfahrener Mann war.

Trotz der sehr einfachen Studien, die er gemacht, leistete er doch der leidenden Menschheit weit größere und ersprießlichere Dienste, als mancher promovirter Arzt, der vor lauter Gelehrsamkeit nicht weiß, wie er einen Kranken anfassen soll.

Wir tragen daher durchaus kein Bedenken, dem verdienstvollen Manne, von welchem wir hier sprechen, auf dieselbe Weise zu begegnen, wie von seinen zahlreichen Kunden und Freunden geschah, und ihm, wenn auch abusive, ein Prädicat zu ertheilen, welches in neuerer Zeit von so Manchem usurpirt wird, der weit weniger Anspruch darauf hat, als der wackere Arzt von Grünheim.

Natürlich hatte man von dem ganzen Vorfalle sofort Anzeige bei der Behörde erstattet.

Angermann und Schüßler konnten, namentlich Ersterer, wegen ihres leidenden Zustandes nicht sogleich mit vielen Fragen belästigt werden.

Dies war aber, um die zur Verfolgung und Ermittelung des Thäters nöthigen Anhaltepunkte zu gewinnen, auch nicht nothwendig.

Man hatte außer den beiden Verwundeten ja noch zwei völlig unverletzte Augenzeugen des ganzen Vorganges.

Louise und Hammermeister sagten Alles aus, was sie wußten und wahrgenommen hatten.

Sie beschrieben genau und mit die Wahrheit verbürgender Uebereinstimmung den ganzen Hergang und die Persönlichkeit des Thäters, insoweit ihnen dies bei der kurzen Zeit, welche der ganze Auftritt gedauert, möglich war.

Beide erklärten, daß sie den Mann in ihrem Leben nie vorher gesehen.

Hammermeister glaubte allerdings eine gewisse Aehnlichkeit des Mörders mit einem früheren Bekannten, den er lange nicht gesehen, bemerkt zu haben.

Wie sehr er aber auch in seiner Erinnerung wühlen mochte, um sich zu besinnen, wer dieser Bekannte gewesen sei, so wollte es ihm doch nicht gelingen, das schattenhaft vor seinen Augen hin- und herflirrende Bild festzuhalten.

So lange dies aber nicht der Fall war, glaubte er am klügsten zu handeln, wenn er von dieser

zweifelhaften Wahrnehmung weder vor Gericht noch gegen sonst Jemanden etwas davon erwähnte.

So lange er in seiner Erinnerung keinen sicherern Boden fand, als bisher, konnten dergleichen Vermuthungen nichts nützen, wohl aber durch Verdächtigung vielleicht ganz unschuldiger Personen viel schaden.

Sechstes Kapitel.

Mutter und Kind.

Die Nachforschungen, welche die Untersuchungsbehörde auf Schüßlers Aussage hin zu Grünheim in dem Gasthofe hatte anstellen lassen, worin der Unbekannte übernachtet, waren von fast gar keinem Erfolg begleitet gewesen.

Seiner Lieblingsgewohnheit des Fluchens mußte der wackere Gastwirth an Amtsstelle natürlich ein wenig Gewalt anthun.

Wohl aber versicherte er, auf alle mögliche erlaubte Betheuerungsformeln gestützt, daß er über den Mann keine nähere Auskunft zu geben wisse.

Derselbe sei Abends spät in einem Wagen gekommen, der sofort wieder umgekehrt sei, habe gegessen, getrunken, geschlafen und bezahlt und sei am nächstfolgenden Tage kurz nach Mittag fortgegangen, um, wie er gesagt, den Uhrmacher Schüßler abzuholen, dessen Bekanntschaft er gemacht, als er am

Vormittage an die Stelle eines zerbrochenen Uhrglases ein neues einsetzen lassen.

Was er dann weiter gethan, war dem Gericht bereits bekannt.

Unmittelbar nachdem der Mörder sein Doppelpistol abgefeuert und durch die eine Kugel desselben den jungen Pfarrer verwundet, war er, wie auch wir wissen, über eine niedrige Stelle der Umfassungsmauer des alten verfallenen Bergschlosses geklettert und dann den steilen Abhang des Berges selbst mehr hinabgestürzt als gesprungen.

Am Fuße des Berges begann ein dichtes Gebüsch, welches, immer breiter werdend, sich durch das Thal hinüberzog und unmittelbar an den dunklen Fichtenwald grenzte, welcher den der Ruine gegenüberliegenden Berg bekleidete.

In diesem Gebüsch war der Thäter verschwunden und Niemand hatte wieder etwas von ihm gesehen.

Natürlich hatte er unter den obwaltenden Umständen vollauf Zeit, seine Flucht zu bewerkstelligen.

Hammermeister war von den übrigen Personen des Auftritts der Einzige, der im Stande gewesen wäre, ihn zu verfolgen.

Daran aber konnte er, während er zwei Verwundete vor sich liegen und die Gattin des einen

nahe daran sah, vor Schrecken und Verzweiflung ohnmächtig niederzusinken, nicht denken.

Auch als nach einigen Minuten ein glückliches Ungefähr den alten Doctor Gernhardt zur Stelle führte, wäre es von diesem hier, wo seine ärztliche Hülfe so dringend nöthig war, Wahnsinn gewesen, wenn er hätte Gensd'armeriedienste verrichten wollen.

Der Umstand, daß er beritten war, würde ihm diese letztere Aufgabe keineswegs erleichtert haben.

Das Gebüsch und der daranstoßende Wald waren so dicht und das ganze Terrain ein so schwieriges, daß ein Reiter auf demselben gar nichts ausrichten konnte.

In welcher Weise die beiden Verwundeten ein jeder in seine Behausung gelangten, haben wir bereits erzählt.

Justine konnte sich, sobald sie sah, daß die Verwundung ihres Onkels eine verhältnißmäßig nur leichte und keineswegs lebensgefährliche war, sich nicht enthalten, ihn zu erinnern, daß sie ihn vor dem Menschen, der ihm offenbar nach dem Leben getrachtet, wohl gewarnt habe.

„Na, laß es nur gut sein, Justine," sagte Martin Schüßler. „Du siehst, daß ich für meine Unachtsamkeit gegen Deinen guten Rath schon hart genug bestraft bin. Damit gieb Dich zufrieden."

Hammermeister hatte ihm, während er am Arme desselben von der alten Burgruine nach Grünheim zurücktaumelte, erzählt, wie es gekommen, daß er nicht nach Waldenburg zurückgekehrt, sondern erst bei seinem Freund, dem jungen Landpfarrer, eingekehrt und wie er von diesem und dessen liebenswürdiger Gattin bewogen worden war, länger zu bleiben, als er sich eigentlich vorgenommen hatte.

Der alte Uhrmacher hatte über seinem Schrecken das, was er am Morgen vor dem ersten Besuch des Unbekannten in dem Waldenburger Anzeiger bezüglich des Todes seines Bruders, des alten Commerzienraths und der ihm selbst wahrscheinlich zufallenden Erbschaft gelesen, ganz vergessen.

Als er aber jetzt mit verbundenem Kopfe und nachdem er sich von seinem Schrecken wieder ein wenig erholt, in seinem Lehnstuhl saß, fielen seine Augen auf das noch vom Morgen her auf dem Tische liegende inhaltschwere Blatt.

Er ließ es sich von Justine geben, reichte es dann, indem er mit dem Finger auf den betreffenden Artikel deutete, seinem Führer und Verwandten und sagte:

„Hier steht etwas, was für uns Beide sehr interessant ist, für mich aber am allerinteressantesten. Lesen Sie, lieber Freund.“

Hammermeister las und war wie vom Donner gerührt.

Mathilde war also nun frei und wenn auch das Gerücht hinsichtlich der Verfügungen, welche der alte Commerzienrath über sein Vermögen getroffen, sich bestätigte, jedenfalls Herrin eines immer noch bedeutenden Erbtheils.

Ließ sich erwarten, daß sie nun ihren Haß vergessen und ihrer Schwester sich wieder geneigt zeigen würde?

Daß übrigens Martin Schüßler wirklich zum Haupterben seines Bruders bestimmt sei, erschien dem Notar ganz unglaublich.

Für weit wahrscheinlicher hielt er es, daß Mathilde die Haupterbin und der Bruder, der ja dem Verstorbenen während dessen Lebzeiten so fern gestanden, mit einem geringen Antheil bedacht sei.

Hammermeister hatte sich, als er Martin Schüßler nach seinem Wohnort zurückgeleitete, vorgenommen, sobald er ihn den Händen seiner Nichte überantwortet haben würde, sofort nach Bleichfurt zurückzueilen, um zu sehen, wie es mit Karl Angermann stünde.

Nun aber hatte er von dem inzwischen von dorther zurückgekommenen Arzt gehört, daß der Zustand des jungen Geistlichen zwar sehr gefährlich sei, jedoch

seine, wenn auch langsame, Genesung hoffen lasse, und daß es übrigens vor der Hand gerathen sei, ihn so wenig als möglich zu behelligen, sondern lediglich Louisens Pflege überlassen.

Hammermeister beschloß deshalb, vor allen Dingen nach Waldenburg zurückzueilen.

Hier wollte er sehen, wie es mit seinem Kind stünde, was Charlotte machte und ob sie schon von dem Tode ihres Schwagers gehört.

Dann gedachte er, nachdem er das von Justine erhaltene Darlehn mit seiner Gattin getheilt, wieder nach Bleichfurt zu wandern.

Für den Fall jedoch, daß er die Beschäftigung, die ihm ein Bekannter auf seiner Expedition angeboten, sogleich antreten könnte, beschloß er, sich damit zu begnügen, daß er blos an Louise schriebe und sich nach dem Befinden ihres Gatten erkundigte.

Der Zufall fügte es, daß er, nachdem er von Martin Schüßler und Justine auf baldiges Wiedersehen Abschied genommen, als er, die letzten Häuser der Stadt passirend, die Landstraße betrat, mit einer von weiterher kommenden Miethkutsche zusammentraf, die, nachdem sie ihren Passagier nach dessen Bestimmungsort befördert, jetzt leer nach Waldenburg zurückkehrte.

Der Kutscher verstand sich gegen eine verhält-

nißmäßig sehr geringe Vergütigung gern dazu, Hammermeister einsteigen zu lassen, und dieser traf somit weit früher in seinem Wohnorte ein, als er beim Abschied von Martin Schüßler und dessen Nichte gehofft hatte.

Charlotte war an jenem Abend, wo ihre Schwester bei ihr gewesen, nicht wenig erschrocken, als sie gegen Mitternacht vom Schlafe in ihrem alten Lehnstuhl erwachend, beim Schimmer des matt und knisternd brennenden Lichts sah, daß das Geschenk, welches Mathilde ihr zurückgelassen, verschwunden war.

Fast laut aufschreiend fuhr sie empor, rieb sich die Augen und glaubte in einer Sinnestäuschung befangen zu sein.

Leider aber war dies nicht der Fall und nach nur wenigen Sekunden gewann sie die traurige Ueberzeugung, daß die ihr so unerwartet gekommene Hülfe ihr in der That auch eben so unerwartet wieder entrissen worden.

Durch wen und auf welche Weise dies geschehen, konnte sie sich nicht erklären.

Außer den alten Wirthsleuten, die jetzt noch unten im Erdgeschoß in ihrer Gaststube beschäftigt waren, und ihr selbst wohnte weiter Niemand im Hause als die schöne Unbekannte, welche erst seit einigen Tagen eingezogen war.

Auf diese fiel natürlich ihr Verdacht zunächst.

Schönheit und Eleganz sind bekanntlich keine Bürgschaft für moralischen Werth, ja die Erfahrung lehrt, daß sie oft mit der größten Immoralität Hand in Hand gehen.

Diese beiden Eigenschaften äußern sogar gleich von vorn herein eine verdächtigende Wirkung, wenn sie, wie hier der Fall war, in einer Umgebung auftreten, welche in grellem Gegensatz zu denselben steht.

Eine junge Dame von solchem Aeußern wie das der schönen Unbekannten war, mußte nothwendig durch die Gewalt der Umstände gezwungen worden sein, ihre Wohnung in einem so armseligen Hause zu nehmen, welches für ihre brillante Persönlichkeit einen ebenso unpassenden Rahmen lieferte, als die geschwärzte, wurmstichige Thür ihres Zimmers für das daran befestigte in Blau und Gold strahlende Namensschild.

Der Verdacht, daß eine solche Abenteurerin unter Umständen kein Bedenken trage, die Hand nach fremdem Gut auszustrecken, war daher durchaus kein völlig ungerechtfertigter.

Charlotte war unschlüssig, ob sie hinunter zu dem Hauswirth gehen und ihn von ihrem Verlust

ebenso wie von ihrem Verdacht in Kenntniß setzen sollte.

Ließ dieser die Polizei herbeirufen und in dem Zimmer und an der Person seiner eleganten Abmietherin genaue Nachsuchung halten, so ward die geraubte Börse vielleicht mit noch unvermindertem Inhalt wiedergefunden.

In demselben Augenblick aber, wo Charlotte dies dachte, fiel ihr auch ein, daß sie dann, selbst in diesem günstigen Falle, der Gefahr ausgesetzt war, auch ihrerseits befragt zu werden, wie sie zu einer Summe komme, deren rechtmäßigen Besitz man, wenn man ihr dürftiges Aeußere musterte und sich in ihrer ärmlichen Wohnung umsah, ihr unbedingt nicht zutrauen konnte.

Wohl hätte sie der Wahrheit gemäß sagen können, daß sie das Geld von ihrer Schwester geschenkt erhalten.

Dies hätte aber nothwendig auch ein Befragung Mathildens zur Folge gehabt, und sie war überzeugt, daß diese weit lieber eine eben so große, oder noch größere Summe zum zweiten Male opfern, als sich einer solchen Befragung aussetzen würde.

Aus diesem Grunde beschloß sie, lieber zu schweigen und den nächstfolgenden Tag, sobald Lenchens

Zustand es erlaubte, zu Mathilde zu gehen und sie von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen.

Jedenfalls sagte ihre Schwester ihr dann, was sie thun solle, und leistete ihr auch, wie sie ja schon versprochen, fernerweite materielle Unterstützung.

Während ihr so auf der einen Seite eine bittere Täuschung bereitet worden, hatte sie doch auch zugleich auf der andern einen Trost.

Als sie nämlich, noch mit diesen aufregenden Gedanken beschäftigt, an das Bett ihrer Kleinen trat, fand sie das Aussehen derselben auffallend verändert.

Es war aber eine entschiedene Veränderung zum Bessern, die sich jetzt ihren Blicken darbot.

Lenchen lag wach und mit weitgeöffneten Augen da.

Ein einziger Blick in die letztern genügte, um die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Krisis der Krankheit glücklich überstanden war.

Die Kleine blickte ihre sich auf sie herabneigende Mutter lächelnd an und streckte ihr die Händchen entgegen.

Von furchterregenden Visionen und Schreckbildern war jetzt keine Rede mehr.

Freudig bewegt legte die Mutter ihre zitternde Hand auf das Herz des Kindes und überzeugte sich,

daß es jetzt wieder fast eben so ruhig und gemessen pulsirte, wie in den Tagen der Gesundheit.

„Gott sei gepriesen!“ stammelte sie. „Du wirst ja wieder gesund, mein Lenchen!“

„Ach, Mama, ich bin es schon,“ entgegnete die Kleine. „Mir ist ganz wohl. Ist Papa noch nicht da?“

„Ach nein, er ist noch nicht wieder da!“ sagte die arme Mutter.

Eine Centnerlast senkte sich ihr wieder auf das kaum erleichterte Herz, als sie an die so lange andauernde Abwesenheit ihres Gatten dachte.

Dennoch zwang sie sich, eine heitere Miene anzunehmen, indem sie fortfuhr:

„Beruhige Dich aber, mein Lenchen. Er kommt ganz gewiß bald, wenn nicht in dieser Nacht noch, doch spätestens morgen früh und bringt Dir ganz gewiß etwas recht Schönes mit.“

Die Kleine wollte hierauf wieder etwas entgegnen, ihre Mutter aber kam ihr zuvor, indem sie sagte:

„Laß jetzt das viele Reden, mein Kind! Es macht Dich zu munter. Schlafe wieder und morgen wirst Du dann wieder ganz gesund sein und Papa wird da sein; es wird uns dann an nichts mehr fehlen.“

Charlotte konnte sich, während sie diese letzten Worte sprach, eines schmerzlichen Lächelns über sich selbst nicht erwehren.

Sie wußte, daß, wenn auch ihr Kind wieder gesund würde und ihr Gatte wieder da wäre, zu ihrem Erdenglück gleichwohl immer noch sehr viel fehlen würde.

Lenchen war ein gutes, gehorsames Kind.

Auch war sie, trotz dem heilsamen, stärkenden Schlaf, den sie in den letztvergangenen Stunden genossen, immer noch sehr matt und kraftlos.

Kaum hatte sie daher das Köpfchen nach der andern Seite gewendet, so schloß auch schon der Gott der Genesung und der Ruhe sie wieder in seine weichen Arme und wiegte sie in einen Schlummer, der in dieser Nacht durch nichts mehr unterbrochen ward.

Die arme Charlotte dagegen fand es nicht so leicht, sich der Tröstungen des Schlafes wieder theilhaftig zu machen.

Sie nahm allerdings wieder in ihrem bequemen Schlafstuhle Platz, aber die Gedanken an die so unerwarteten und aufregenden Vorgänge, die an diesem Abend in ihrer ärmlichen Wohnung stattgefunden, hielten sie noch lange Zeit wach.

Sie verglich ihre Lage mit der ihrer Schwester,

die nun, verhaßter Fesseln ledig, ihren Reichthum nach Belieben genießen konnte.

Dennoch pries sie sich glücklich, indem sie bedachte, daß Mathilden nicht wie ihr ein Gatte zur Seite stand, auf dessen Liebe trotz seinen sonstigen großen und schweren Fehlern sie unbedingt vertrauete, eine Liebe, die nebst der ihres Kindes ihre ganze irdische Seligkeit ausmachte.

Siebentes Kapitel.

Minette.

Als Charlotte aus dem Schlafe, in welchen sie trotz ihren unruhigen Gedanken endlich doch noch gesunken war, wieder erwachte, geschah es in Folge des Geräusches, welches durch das Oeffnen der Thür verursacht ward.

Es war die alte Aufwärterin, welche gewöhnlich zu früher Morgenstunde kam, um einige gröbere häusliche Verrichtungen zu besorgen und das, was Charlotte vielleicht für den Tag brauchte, herbeizuholen.

„Wie geht's mit dem Kinde, Frau Notar?" war die erste Frage der Aufwärterin, nachdem sie guten Morgen gewünscht.

„Besser, Erdmuthe, viel besser als gestern," antwortete Charlotte, indem sie sich wach rüttelte und aus dem Stuhle erhob, der seit der Krankheit ihres Kindes für sie die Stelle des Bettes vertreten.

Dann näherte sie sich dem Lager der Kleinen.

Der noch andauernde feste, ruhige Schlaf derselben überzeugte sie, daß die von ihr in der ververgangenen Nacht wahrgenommene Besserung keine scheinbare oder vorübergehende, sondern eine wirkliche und nachhaltige sei.

Unter diesen erfreulichen Umständen beschloß Charlotte, den Besuch, den sie bei ihrer Schwester zu machen sich vorgenommen, unverweilt in Ausführung zu bringen.

Es war allerdings noch sehr früh am Tage, aber sie zweifelte nicht, bei Mathilde sofort vorgelassen zu werden.

Ueberdies war heute Markttag, der in der Nähe von Mathildens Wohnung abgehalten ward, und Charlotte wollte daher gern die Zeit benutzen, wo noch verhältnißmäßig wenig Menschen auf dem Platze waren.

Sie hatte unter den Hausfrauen, welche hier in Begleitung von Dienstboten ihre Wirthschaftseinkäufe machten, aus früherer Zeit her viele Bekannte.

Sehr natürlich scheuete sie sich, in ihrem dermaligen ärmlichen Aufzuge und ohne Begleitung sich vor Frauen sehen zu lassen, welchen, wenigstens in materieller Beziehung, ein glücklicheres Loos gefallen war, als ihr selbst.

Erdmuthe hatte, ehe sie in ein anderes Haus ging, um dort dieselben Dienste zu verrichten, wie in der Familie des armen Notars, gewöhnlich Zeit bis zehn Uhr Vormittags.

Bis zu dieser Stunde hoffte Charlotte wieder zurück zu sein.

Sie hatte auch gar keine Wahl, ihren Gang, wenn sie denselben einmal thun wollte, anders als jetzt zu machen.

Zu jeder andern Zeit hätte sie, so lange Hammermeister noch nicht zurückgekehrt war, ihr Kind mittlerweile allein lassen müssen.

Als gewissenhafte Mutter aber konnte und wollte sie dies nicht.

Sie ersuchte daher Erdmuthe, vor allen Dingen einige nöthige Gänge in benachbarte Verkaufsläden zu gehen und das, was sie in Haus und Zimmer zu thun hätte, erst dann vorzunehmen.

Während die Aufwärterin fort war, kleidete Charlotte sich demgemäß rasch an, um, sobald Erdmuthe wieder zurückkäme, sich unverweilt auf den Weg machen zu können.

Zum Glück besaß sie noch ein leidlich gut erhaltenes, schwarzes Thibetkleid, in welchem sie sich zur Noth als anständig trauernde Schwägerin des verstorbenen Commerzienraths und halben Millionärs

Adrian Schüßler auf der Straße sehen lassen konnte.

Mathildens Auge an und für sich würde keinen Anstoß daran genommen haben, wenn ihre Schwester auch in der grellbuntesten Toilette vor ihr erschienen wäre.

Wir wissen, daß sie selbst weit entfernt war, den Tod eines Mannes zu betrauern, der ihr vom ersten Augenblick, wo er sich ihr genähert, bis zum letzten seines Hinscheidens widerwärtig und verhaßt gewesen.

Aus diesem Grunde wäre es ihr auch nicht eingefallen, irgend Jemandem anders den Mangel an äußerer Kundgebung einer Trauer, die sie selbst nicht empfand, zum Vergehen anzurechnen oder auch nur übel zu nehmen.

Charlotte wußte jedoch, welche Rücksichten sie andern Personen und namentlich den ihr etwa in den Weg kommenden Dienstleuten im Hause ihrer Schwester gegenüber zu nehmen hatte.

Sie war eben mit ihrer einfachen Toilette fertig, als Erdmuthe wieder eintrat.

Sie schärfte ihr ein, ihr Kind keinen Augenblick allein zu lassen, bis sie selbst wieder dasein würde.

Dann verließ sie das Zimmer.

Als sie die erste Treppe beinahe hinunter war,

öffnete sich, gerade wie in der Nacht vorher, als der unheimliche Dieb mit seinem Raube hinabgeschlichen war, die Thür des Zimmers mit dem Namensschild in Gold und Blau.

Die Person, welche sich in dem Rahmen der geöffneten Thür zeigte, war dieselbe wie die, deren Gespräch mit dem Missethäter, zu dem sie in einem so räthselhaften Verhältniß stand, wir in der vergangenen Nacht beigewohnt.

Dennoch war ihre äußere Erscheinung jetzt eine wesentlich veränderte.

Anstatt des schwarzseidenen Gewandes, welches ihren imposanten, wundervollen Wuchs umschlossen, trug sie jetzt ein blüthenweißes Negligé, dessen Faltenwurf ihre Formen mehr errathen ließ, als hervorhob.

Ihr volles, glänzendes, schwarzes Haar fiel jetzt nicht in langen, schweren Locken auf Nacken und Schultern herab, sondern ward durch eine Art Netz zusammengehalten und auf diese Weise in einen verhältnißmäßig engen Raum gebannt.

Der Ausdruck ihrer klassisch schönen Züge war in dem Augenblick, wo sie die Thür aufwarf, derselbe strenge, fast verächtliche, wie in den beiden Fällen, wo wir sie einmal Mathilden, das anderemal Julius Brander gegenüber gesehen haben.

Kaum erblickte sie jedoch jetzt das bleiche, leidende

Antlitz der armen Charlotte, die in ihrer bescheidenen Trauerkleidung die Treppe herunterkam, so änderte sich der Ausdruck ihres Antlitzes wie auf einen Zauberschlag.

Der stolze Blick des großen, schwarzen Auges ward mit einem Male mild und seelenvoll.

Der vorher trotzig und verächtlich geschlossene Mund öffnete sich ein wenig und gewann ein sympathisches Lächeln.

Die ganze Haltung der schönen Gestalt athmete Zuneigung und Mitleid.

Charlotte gestand sich, daß ihr in ihrem ganzen Leben sich nie ein mächtigerer, schönerer, imposanterer und zugleich bezaubernderer Anblick dargeboten habe, als der, welchen jetzt ihre Hausgenossin ihr gewährte.

Mit Reue und Beschämung erinnerte die Frau des armen Notars sich des Verdachts, den sie in der verwichenen Nacht gegen dieses Wesen gefaßt, welches jetzt wie die verkörperte Reinheit und Unschuld vor ihr stand.

Es mußte ihr viel daran liegen, den Besuch bei ihrer Schwester unverweilt zu machen, um so bald als möglich wieder daheim bei ihrem Kinde zu sein.

Wäre dieser dringliche Umstand nicht vorhanden gewesen, so hätte sie sich vielleicht versucht gefühlt, die schöne Erscheinung anzureden.

Diese ihrerseits schien ebenfalls nur hierauf zu warten, um dann den entgegenkommenden Schritt zur näheren Bekanntschaft mit einer Frau zu thun, deren bloßer Anblick hinreichte, eine totale Umwandlung der Gemüthsstimmung und der dieselbe verrathenden äußeren Anzeichen herbeizuführen.

Zeit und Umstände waren aber einer solchen Annäherung jetzt nicht günstig.

Charlotte grüßte blos freundlich und schlüpfte dann an der geöffneten Thür vorbei.

Sie verleugnete dabei ihre Frauennatur in dem Grade, daß sie sich enthielt, einen neugierigen Blick an der schönen Dame vorbei in das Zimmer selbst zu werfen.

Die Unbekannte, von welcher wir bis jetzt blos wissen, daß sie Laura hieß oder sich wenigstens so nannte, sah der Davoneilenden nach, bis sie die andere in das Erdgeschoß führende Treppe hinab verschwunden war, und schloß dann langsam ihre Thür wieder.

Charlotte verließ mit raschen Schritten das Haus.

Wohl regte der unerwartete Anblick, der sich ihr soeben dargeboten, allerhand seltsame Gedanken in ihr an.

Jetzt jedoch hatte sie keine Zeit, denselben nach-

zuhängen, und sie setzte, indem sie sich alles Andere so viel als möglich aus dem Sinne schlug, ihren Weg schleunigst weiter fort.

Aus dem engen Seitengäßchen, worin das Haus, in welchem sie wohnte, stand, in die größere Straße biegend, durchschritt sie diese und mehrere andere, bis sie an den freien Platz kam, den wir schon von einer früheren Gelegenheit her kennen und welcher, so zu sagen, die Grenze zwischen der Stadt der Armuth und der Stadt der Wohlhabenheit und des Reichthums bildete.

Heute war dieser Platz dicht von Verkäufern und Verkäuferinnen besetzt, welche wöchentlich zweimal sich hier einfanden, um selbsterzielte oder in der Umgegend erhandelte landwirthschaftliche Produkte den Bewohnern der großen Stadt gegen Baarzahlung zu überlassen.

Trotz der verhältnißmäßig noch frühen Stunde hatte sich auf diesem Platze schon ein ziemlich reges Leben entwickelt.

Die Tage wurden jetzt, wo der grämliche Winter durch den heranziehenden Lenz immer weiter in den Hintergrund zurückgedrängt ward, schon merklich länger.

Eine sehr natürliche Folge hiervon war, daß nicht bloß die Verkäufer, trotzdem daß viele einen

drei- bis vierstündigen, ja in manchen Fällen noch weitern Weg bis zur Stadt zurückzulegen hatten, sich immer zeitiger einfanden, sondern auch die Hausfrauen es für ihre Pflicht hielten, sich durch die Rührigkeit der so früh muntern Landleute nicht allzu sehr in den Schatten stellen zu lassen, sondern ebenfalls immer zeitiger auf dem Platze zu sein.

Charlotte, welche gehofft, fast ganz unbemerkt durch die sich hier durch einanderbewegende bunte Menge hindurchzukommen, sah sich in dieser Hoffnung mehr als einmal getäuscht.

Um jeder Erkennung von Seiten früherer Bekannten und Freundinnen möglichst auszuweichen, ging sie rasch und mit gesenktem oder geradeaus schauendem Blick ihres Weges.

Dennoch hörte sie einigemal an gewissen Ausrufen und Bemerken, daß man sie erkannte und sich über ihr Erscheinen an einem Orte wunderte, auf welchem man sie aus bekannten Gründen seit so geraumer Zeit nicht gesehen.

„Ist das nicht die Frau des liederlichen Hammermeister?" sagte eine corpulente Dame zu ihrer Köchin, welche ihren mit Fleisch, Butter, Eiern und dergleichen gefüllten Korb kaum noch zu schleppen vermochte.

„Jawohl, sie ist es," mischte ein anderes eben-

falls von seinem Trabanten begleitetes Gestirn des Wochenmarkts sich ein. „Einzukaufen scheint sie aber nicht viel zu wollen, denn sie hat ihr Mädchen und ihren Korb zu Hause gelassen."

„Und das Geld wahrscheinlich auch," setzte die erste Sprecherin lachend hinzu. „Trauert sie nicht?"

„Ei freilich," bemerkte das zweite Gestirn. „Ihr Schwager, der reiche Commerzienrath, ist ja gestorben. Wahrscheinlich geht sie jetzt zu ihrer Schwester, um dieser eine Condolenzvisite zu machen und zu sehen, ob vielleicht von gestern ein Bischen Essen übrig geblieben ist."

Die Klatsch- und Schmähsucht ist in großen Städten ebenso zu Hause, wie in kleinen.

Der Unterschied besteht blos darin, daß sie in letzteren gewöhnlich sich nur in einem einzigen Kreise bewegt, während sie in ersteren gleichsam eine ganze Menge sich mehr oder minder berührende Strudel bildet.

Zum Glück hörte die arme Charlotte von diesen und ähnlichen verletzenden Bemerkungen, die man ihr nachsendete, nicht viel oder auch gar nichts.

Sie kreuzte den Platz mit seinem wogenden Gedränge so rasch als möglich und war froh, als sie die Ecke der Straße erreicht hatte, in welcher das

prachtvolle Haus des verstorbenen Commerzienraths stand.

Als der Portier ihr öffnete und sie denselben fragte, ob die Frau Commerzienräthin schon zu sprechen sei, ward sie ersucht, zwei Treppen hoch hinaufzugehen und sich an die Kammerjungfer Minette zu wenden.

Der Portier kannte Charlotte nicht. Er glaubte, er habe es mit einer Kleider- oder Putzmacherin zu thun, welche von seiner Gebieterin so früh herbestellt worden und die blos aus Höflichkeit in schwarzer Kleidung erschiene.

Charlotte ging die breiten steinernen Treppen hinauf.

Als sie an der Thür, welche zum Corridor der zweiten Etage führte, die Klingel zog, bemerkte sie, daß dieselbe nur einen gedämpften, kaum hörbaren Klang von sich gab.

Trotzdem ward, ehe noch fünf oder sechs Secunden vergangen waren, geöffnet.

„Ah, Sie sind es, Frau Notar!" sagte die kleine, schlanke Zofe mit einem freundlichen Blick ihrer hübschen braunen Augen.

Sie hatte vor Charlottens Verheirathung im gemeinschaftlichen Dienste der beiden Schwestern gestanden.

Allerdings hatte sie diesen Dienst erst seit kurzer Zeit angetreten, als Hammermeister die jüngere der beiden Schwestern bewog, sich mit ihm, dem Willen ihres Vaters entgegen, zu vermählen.

Gleichwohl war sie, wie es sich für eine richtige Zofe gebührt, von allen Verhältnissen ihrer Herrschaft ziemlich genau unterrichtet.

Nur in Bezug auf die Vergangenheit, das heißt auf die Zeit vor ihrem Dienstantritt, war ihr so Manches noch dunkel geblieben.

„Guten Morgen, Minette," sagte Charlotte, indem sie die Schwelle des Corridors überschritt. „Ist meine Schwester schon zu sprechen?"

„Die Frau Commerzienräthin schläft noch, oder ist wenigstens noch nicht aufgestanden," sagte Minette.

In diesem Augenblick ließ sich aus einem der hintern Zimmer ein lautes Klingeln hören und Minette eilte sofort in dieser Richtung davon.

Achtes Kapitel.

Bei der Commerzienräthin.

Als Minette in das Zimmer ihrer Gebieterin trat, fand sie dieselbe aufrecht im Bette sitzen.

Die trüben Augen, der verstörte Blick und die bleichen Wangen verriethen auf unzweideutige Weise, daß Mathilde nicht erst jetzt vom Schlafe erwacht war, sondern daß sie schon lange, ja vielleicht die ganze Nacht hindurch, wach gelegen hatte.

„Ist Jemand da?“ fragte sie. „Ich hörte, daß Jemand die Corridorklingel zog.“

Minette hatte, damit ihre Gebieterin nicht im Schlafe gestört würde, den Klöppel der Thürklingel vorsorglich mit einem seidenen Läppchen umwickelt.

Sie selbst hatte, obschon sie die Thür ihres eigenen kleinen Zimmers ein wenig geöffnet gehalten, um jedes Geräusch sogleich zu hören, den Ton der von Charlotte in Bewegung gesetzten Klingel kaum vernommen.

Um so mehr wunderte sie sich, jetzt zu erfahren, daß ihre Herrin etwas davon bemerkt.

Es ist eine bekannte Sache, daß geistige Aufregung und Unruhe die Empfindlichkeit mancher Sinnesorgane bis zur höchsten Potenz steigert.

„Ja, Frau Commerzienräthin," antwortete Minette. „Ihre Schwester, die Frau Notar Hammermeister, ist da."

„Charlotte ist da?" rief Mathilde hastig. „Bitte sie, sogleich hereinzukommen."

Die Zofe entfernte sich rasch, um den Befehl ihrer Herrin zu vollziehen.

Mathilde drückte sich, als ihre Dienerin das Zimmer verlassen, krampfhaft die Hände an die Stirn.

„Schon da!" murmelte sie während der wenigen Secunden, wo sie sich allein sah. „Schon da! Mein Gott, was soll ich sagen!"

Charlotte trat ein.

„Guten Morgen, Mathilde," sagte sie. „Entschuldige, daß ich Dich schon so früh störe."

Mit diesen Worten näherte sie sich dem Bett ihrer Schwester und reichte ihr die Hand.

Sie bemerkte dabei, daß die ihrer Schwester feucht aber kalt war und heftig zitterte.

„Setz' Dich, Charlotte," entgegnete die ältere Schwester.

Sie deutete, indem sie dies sagte, auf einen dicht neben ihrem Bett stehenden Stuhl.

Dann fuhr sie fort:

„Es ist gut, daß Du kommst. Ich bin schon lange wach. Der Gedanke an Dich und Dein Kind ließ mich nicht schlafen. Wie geht es mit Lenchen? Hoffentlich besser, nicht wahr?“

„Ja, Gott sei Dank!“ antwortete Charlotte. „Ich glaube, mein armes Kind hat das Schwerste nun glücklich überstanden und wird mir erhalten bleiben.“

Charlotte ließ, indem sie dies sagte, ihren forschenden, liebenden Blick auf dem verstörten, bleichen Antlitz der Schwester ruhen.

Dann setzte sie hinzu:

„Du scheinst sehr unwohl zu sein, liebe Mathilde. Wenn ich Dir jetzt lästig bin, so kann ich ja später wiederkommen.“

Die Wittwe des Commerzienraths ergriff ihre Schwester mit hastiger Bewegung am Arme.

„Nein, nein! Geh' nicht fort!“ sagte sie. „Bleib' bei mir. Ich habe Dir viel zu sagen.“

„Es wird mir,“ entgegnete Charlotte, „kaum möglich sein, mich lange aufzuhalten. Du weißt, ich habe Niemanden zu Hause.“

„Heinrich ist noch nicht wieder da?“

„Nein. Ich habe ihn bis jetzt vergebens erwartet.“

„Dann hast Du Dein Kind wohl gar eingeschlossen und sich selbst überlassen?“

„Nein, das nicht. Meine alte Aufwärterin ist jetzt bei Lenchen, kann aber nicht lange auf meine Rückkunft warten, weil sie noch in andern Häusern zu thun hat.“

„Das soll nun bald Alles anders werden, arme Charlotte,“ sagte Mathilde in einem so mitleidigen, theilnehmenden Ton, wie bis jetzt noch Niemand an ihr wahrgenommen.

Charlotte nahm durch einen dankbaren Blick von dem in diesen Worten liegenden Versprechen Act.

Dann sagte sie:

„Ich bin jetzt blos gekommen, um Dir zu sagen, daß —“

Ein sehr natürliches Schamgefühl bewog sie, zu zögern.

Sie wußte nicht, wie sie das, was sie auf dem Herzen hatte, in schickliche angemessene Worte kleiden sollte.

„Nun, was ist es, was Du mir sagen willst?“ fragte Mathilde ungeduldig und sah ihre Schwester erwartungsvoll an.

„Nun, Du weißt doch, Mathilde,“ begann

Charlotte zögernd wieder, „Du weißt, daß Du so freundlich warest, gestern Abend bei Deinem Besuche —"

„Weiter, weiter!" rief Mathilde ungeduldig, als ihre Schwester abermals stockte.

„Daß Du so freundlich warst, mir eine Börse zurückzulassen."

„Nun ja. Hast Du sie vielleicht schon nicht mehr?" fragte Mathilde.

Sie that diese Frage in einem Tone, als ob sie im Voraus wüßte, daß die Antwort eine bestätigende sein würde.

Charlotte war, wie wir wissen, nicht mit einem besonders hohen Grad von Scharfsinn ausgestattet. Dennoch zog auch sie aus dem Tone, in welchem ihre Schwester sie fragte, denselben Schluß.

„Du scheinst von dem neuen Unglück, welches mich betroffen, schon unterrichtet zu sein, Mathilde," sagte sie. „Ja, Dein Geschenk ist mir auf eine Weise abhanden gekommen, die ich völlig außer Stande bin, zu erklären."

„Nein, ich weiß nichts davon," entgegnete Mathilde hastig. „Woher sollte ich's auch wissen? Wie ist es denn damit zugegangen?"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß mir die Art und Weise, auf welche ich um Dein Geschenk gekom-

men bin, völlig unerklärlich ist," antwortete die Frau des Notars.

Dann erzählte sie kurz, was wir bereits wissen, nämlich, daß sie nach dem Weggange ihrer Schwester eingeschlafen sei und bei ihrem Wiedererwachen die Börse nicht mehr vorgefunden habe.

Die Wittwe des Banquiers hörte mit zerstreuter Miene zu. Ihr Gesichtsausdruck verrieth, daß sie durch diese Mittheilung wohl unangenehm berührt, aber nicht überrascht ward.

„Dann muß nothwendig Jemand sich während Deines Schlafs bei Dir eingeschlichen haben," sagte sie, als Charlotte mit ihrer kurzen Erzählung fertig war. „Hast Du keinen Verdacht, wer dies gewesen sein könnte?"

Charlotte entgegnete hierauf, ihr Verdacht habe auf Niemanden anders fallen können, als auf die mit ihr in demselben Hause wohnende schöne Unbekannte, welche Mathilde im Vorbeigehen selbst auf einige Augenblicke gesehen.

Sie fügte hinzu, welche Bedenken sie abgehalten, auf diesen Argwohn hin irgend welche factische Schritte zu unternehmen; wie ihre zufällige Begegnung mit der Fremden am heutigen Morgen ihr diesen Verdacht sofort wieder genommen und dagegen die Ueberzeugung gewährt habe, daß ein Wesen,

welches den Adel der Seele so unverkennbar auf der Stirn trüge, sich unmöglich einer so niedrigen That schuldig gemacht haben könne.

In Mathildens Innerem schien, während ihre Schwester sprach, ein heftiger Kampf stattzufinden.

Sie schien zu überlegen, ob sie nicht diese Gelegenheit benutzen sollte, um eine Person, die ihr aus uns noch unbekannten Gründen verhaßt war, in's Verderben zu stürzen.

Ihre bessere Natur behielt jedoch die Oberhand.

Nachdem sie eine Weile starr vor sich hingeblickt, sagte sie:

„Nein, ich glaube auch nicht, daß diese räthselhafte Person die Räuberin gewesen ist.“

„Ich freue mich, zu hören, daß Du meine Ueberzeugung theilst,“ bemerkte Charlotte, „und es ist mir nun lieb, daß ich außer Dir von dem ganzen Vorfalle noch Niemandem etwas mitgetheilt habe.“

„Thue dies auch ferner nicht,“ fuhr Mathilde fort. „Sage keinem Menschen ein Wort davon.“

„Aber Heinrich, wenn er wiederkommt, kann ich es wohl erzählen?“

„Nein, auch diesem sage nichts davon!“ entgegnete die Commerzienräthin.

Sie erhob sich, indem sie dies sagte, von ihrem Lager und warf ein leichtes Morgengewand über, wo=

bei Charlotte ihr schwesterlich und dienstfertig behülflich war.

„Zum Glück,“ fuhr sie dann fort, „ist der Schaden nicht so groß, daß ich ihn Dir nicht mit Leichtigkeit wieder ersetzen könnte.“

„Aber, Mathilde, Du wirst doch nicht —“

„Still, still!“ unterbrach die ältere Schwester die jüngere. „Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Du das Geld zur höchsten Noth brauchtest, so hätte ich es Dir nicht gegeben. Das Bedürfniß darnach ist bei Dir heute Morgen jedenfalls noch eben so vorhanden wie gestern Abend und deshalb werde ich Dir Deinen Verlust sofort ersetzen.“

Mit diesen Worten näherte Mathilde sich einem in unmittelbarer Nähe des Fensters stehenden Sekretär und öffnete denselben.

„Allerdings,“ sagte sie, indem sie dies that, „hat mein würdiger Gatte es angemessen erachtet, mir die Flügel ein wenig zu verschneiden und mir, anstatt sein ganzes Vermögen, nur einen Theil davon zu vermachen. Aber auch so werde ich immer noch in den Stand gesetzt sein, Dich zu unterstützen, Charlotte, wenn auch nicht in dem Grade, wie ich es vielleicht außerdem gethan hätte.“

„Ach, wie freundlich von Dir, Mathilde, daß Du Dich meiner so annimmst!“ entgegnete die un=

glückliche Gattin und Mutter, indem sie den Schritten ihrer Schwester mit frohbewegtem Herzen folgte.

Sie dachte an ihr Kind, dessen Genesung sie nun in geeigneter Weise durch kräftigere Nahrung und ruhigere Pflege fördern, sie dachte an ihren Gatten, den sie nun bei seiner Heimkehr doch noch mit einer frohen Kunde überraschen konnte.

Mathilde nahm einen nicht unbedeutenden Betrag in Papiergeld aus einem Schubfache, wickelte ihn in ein Röllchen zusammen und drückte dieses Charlotten in die Hand, indem sie sagte:

„Hier nimm, Schwester! Mache nun, daß Du wieder zu Deinem Kinde zurückkommst!“

Charlotte wollte ihrer Rührung und ihrem Dank, wenn nicht beredte, doch aufrichtige Worte leihen.

Mathilde kam ihr jedoch zuvor, indem sie fortfuhr:

„Schweig, schweig! Ich weiß, was Du sagen willst. Du bist mir keinen Dank schuldig. Uebermorgen ist das Begräbniß. Willst Du ihn vielleicht sehen?“

„Wen?“ fragte Charlotte ängstlich. „Deinen verstorbenen Gatten?“

„Nun ja freilich; wen sonst?“ entgegnete Mathilde und bewegte sich schon nach der Thür, die zu der Reihe von Zimmern führte, in deren letzten wir

sie schon der Leiche des reichen Mannes einen Besuch abstatten gesehen.

Charlotte war aber nicht mit dem starken Nervensystem ihrer Schwester begabt und sie rief daher.

„O nein, Mathilde, nein! Ich bitte Dich inständig, erspare mir diesen Anblick, der mir noch Tage lang vor Augen schweben würde!“

Die junge Wittwe lächelte und entgegnete in dem ihr eigenthümlichen spöttischen Tone.

„Du bist und bleibst doch so schüchtern und furchtsam, wie Du von jeher gewesen.“

Zugleich drehete sie sich nach der Eingangsthür des Zimmers herum und fuhr fort:

„Sei unbesorgt und geh' nun; ich will Dich weiter nicht ängsten. Sobald ich kann, komme ich zu Dir.“

Unter nochmaligen versuchten, aber von Mathilde eben so beharrlich verhinderten Danksagungen entfernte sich die Frau des armen Notars.

Die braunäugige Minette stand schon auf der Lauer, um ihr mit gewohnter Freundlichkeit die Ausgangsthür des Corridors zu öffnen.

„Guten Morgen, Frau Notar,“ flüsterte sie, „hoffentlich habe ich nun die Freude, Sie recht oft hier zu sehen.“

Mehr wagte sie für den Augenblick nicht zu

sagen, denn sie erwartete nun, sofort durch die Klingel ihrer Gebieterin in das Zimmer derselben gerufen zu werden.

Charlotte wußte ebenfalls, daß die Zeit zu einem längeren Zwiesprach mit der freundlichen Zofe jetzt nicht die passendste sein würde.

Nachdem sie deshalb den Abschiedsgruß Minettens freundlich erwidert, eilte sie mit beflügelten Tritten die Treppe hinab zurück nach Hause.

Der Ruf, auf welchen Minette sich gefaßt gemacht, ließ jedoch ziemlich lange auf sich warten.

Als Charlotte das Zimmer ihrer Schwester verlassen hatte, schritt diese nach ihrem Sopha und ließ sich in die weichen Polster desselben hineinsinken.

Die lächelnd spöttische Miene, welche sie soeben gezeigt, schwand hinweg.

Ihr Blick ward ernst und heftete sich unverwandt auf eine Stelle des Fußteppichs. Die Gedanken, welche sie beschäftigten, schienen immer düsterer zu werden, ebenso wie der Blick immer starrer ward und die Falten der Stirn sich vertieften.

„Was wird der Unselige beginnen!“ murmelte sie leise vor sich hin. „Schon früher gewohnt, nur seinen Leidenschaften zu gehorchen, hat er in den letzten Jahren seines Abenteurerlebens auch das Ehrgefühl verloren. Dies bewies er durch die

Schamlosigkeit, womit er mir unaufgefordert den Raub gestand, den er an meiner armen Schwester verübt!"

Sie schwieg eine Weile und fuhr dann noch leiser, als ob sie fürchtete, daß Jemand es hören könne, fort:

„Und dennoch war ich so verblendet, gewissermaßen meine Zukunft in seine Hände zu legen und sein Anerbieten, mir zu meinem ungetheilten Erbe zu verhelfen, anzunehmen. Wohl forderte ich ihn auf, sich über seinen Plan näher zu erklären, er aber weigerte sich, dies zu thun, und erklärte, wenn ich keine nähere Kenntniß davon hätte, so träfe mich dann auch keine Verantwortlichkeit. Wie wird das enden?"

Noch lange gab Mathilde sich so ihrem dumpfen Hinbrüten und von ihren bangen Befürchtungen zeugenden Selbstgespräch hin.

Endlich jedoch und wie sich plötzlich besinnend, daß, wenn sie sich noch länger so ruhig verhielte, Minette Argwohn schöpfen würde, griff sie hastig nach ihrer Klingel und ließ den Ruf erschallen, auf welchen die Zofe schon so lange gewartet hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr des armen Notars.

Heinrich Hammermeister kam mit der Retourgelegenheit, die er auf der Landstraße getroffen, wie schon gesagt worden, in Waldenburg zu einer weit früheren Stunde wieder an, als er beim Abschied von Martin Schüßler und dessen Nichte gehofft hatte.

Trotzdem war es schon Abend und völlig finster. Wäre es noch hell gewesen, so hätte er wahrscheinlich die Droschke schon verlassen, ehe man noch die Stadt völlig erreicht gehabt hätte.

Waldenburg zählte schon zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, nahe an hunderttausend Einwohner und es ist eine bekannte Sache, daß in Städten von dieser Größe Jeder, der nicht etwas ganz besonders Auffälliges hat, sich ziemlich unbeobachtet bewegen kann.

Dennoch haben Leute, die an einem solchen Orte schon seit langer Zeit wohnen oder wohl gar

hier geboren und erzogen sind, immer viel Bekannte und können selten weit gehen, ohne einem oder mehreren derselben zu begegnen.

Hammermeister war nun geborner Waldenburger, er hatte hier studirt und überhaupt mit Ausnahme einiger Ferienreisen und dergleichen kurzen Ausflügen fast seine ganze Lebenszeit hier zugebracht.

Sein Beruf als Advokat und Notar hatte ihn, obschon er so wenig Glück darin gemacht, ebenfalls mit einer Menge Personen in Berührung gebracht, und das Kneipenleben, dem er in einer für ihn und die Seinigen so verderblichen Weise huldigte, hatte den Kreis seiner Bekannten, wenn auch nicht immer in wünschenswerther Weise, bedeutend erweitert.

So angenehm es nun auch für den Menschen sein mag, zahlreiche Bekannte zu haben, so lange er sich vor ihnen auf eine für seine Eitelkeit schmeichelhafte Weise zeigen kann, so unangenehm und lästig muß es ihm sein, wenn er in so reducirten Umständen lebt, daß er allen Grund hat, sich zu verstecken oder wenigstens unbemerkbar zu machen.

Mit Heinrich Hammermeister war bekanntlich dies Letztere der Fall

Alle seine Bekannten waren von seiner armseligen Lage unterrichtet und er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß Jeder derselben es ihm sehr

verdacht hätte, daß er, ein junger, rüstiger Mann der seine gesunden Füße hatte und das Geld zum lieben Brode brauchte, sich in einer Droschke herumkutschiren ließ.

Deshalb wäre er, wie gesagt, wenn nicht ihn und sein Fuhrwerk der schirmende Schleier des nächtlichen Dunkels bedeckt hätte, sicherlich schon „vor dem Thore" ausgestiegen und hätte den noch übrigen Weg nach seiner Wohnung zu Fuße zurückgelegt.

So aber ließ er sich wenigstens die größere Straße entlang bis an die Ecke des Gäßchens fahren, in welchem Weib und Kind schon seit mehreren Tagen seiner Rückkunft harrten.

Wir haben ihn bereits als einen Menschen von unverbesserlichem Leichtsinn kennen gelernt, gleichwohl aber konnte er, als er jetzt die knarrenden Treppen des alten, baufälligen Hauses hinaufstieg, sich nicht gewisser Gefühle erwehren, die ihm peinlich sein mußten und die er deshalb auch so lange, als nur irgend möglich, von sich fernzuhalten gesucht.

Lebte sein Kind noch? Und wenn es gestorben war, welche kummervolle Stunden waren dann der armen Charlotte beschieden gewesen, während er sich in gewissenloser Weise Zerstreuung gemacht und an dem Anblick eines Wesens geweidet hatte, dessen Zauber ganz geeignet war, die in ihm noch lebende

schwache Liebe zu der armen duldenden Charlotte vollends zu ertödten?

Mit jedem Tritt, den er die Treppen hinauf that, ward ihm daher das Herz schwerer.

Sein einziger Trost war, daß das Darlehn, welches er von Justine empfangen, sich fast noch dem vollen Betrage nach in seiner Tasche vorfand.

Er erwartete, dadurch in den Stand gesetzt zu sein, die Scene des Jammers und Elends, die, wie er fürchtete, beim Oeffnen der Thür sich seinen Augen darbieten würde, wenigstens einigermaßen zu mildern.

Ehe er noch die Thür seines Zimmers völlig erreicht hatte, ward dieselbe von innen aufgeworfen.

Er war möglichst leise gegangen, aber liebende Ohren hatten seiner Rückkunft, ohne müde zu werden, entgegengelauscht und seinen Tritt sogleich erkannt.

„Ja, er ist es, Lenchen!“ rief Charlotte, welche jetzt auf der Schwelle stand. „Es ist Papa! Bleib' nur sitzen!“

Durch diesen seine Befürchtungen so angenehm widerlegenden Empfang ermuthigt, trat der Heimkehrende näher.

Gleich der erste flüchtige Blick, den er, noch ehe er die Schwelle überschritt, durch die Thüröffnung

in das Zimmer warf, sagte ihm, daß in seiner Abwesenheit hier eine gewaltige Veränderung stattgefunden haben müsse.

Das Erste und Erfreulichste, was seinem überraschten Blick sich darbot, war die kleine, den Krallen des Todes mit so genauer Noth entronnene Helene.

Sie lag jetzt nicht mehr in ihrem kleinen, ärmlichen Bett, sondern saß in einer saubern, warmen Nachtkleidung auf einem Stuhl am Tische und besah die bunten Bilder eines vor ihr liegenden Buches.

Wenigstens war dies bis noch vor wenigen Augenblicken ihre Beschäftigung gewesen. Jetzt natürlich vergaß sie Bilderbuch und alles Andere und hatte nur noch Augen für den eintretenden Vater.

Wohl sah sie noch sehr blaß und hohlwangig aus, der leuchtende klare Blick des Auges aber verkündete, daß das junge Leben dieses kleinen zarten Körpers vollständiger Genesung entgegenging.

Der zweite Gegenstand, welcher Hammermeister's verwunderten Blick fesselte, war die schöne große Moderateurlampe, welche jetzt diese sonst so trübe beleuchteten Räume mit ungewohntem Glanz erhellte, wie eine kleine Sonne.

Charlotte weidete sich mit aufrichtiger, unschuldiger Freude an der Ueberraschung, die sich in

den Blicken und Mienen ihres so sehnlich erwarteten Gatten kund gab.

Sie that dabei ihrem zärtlichen Herzen förmlich Gewalt an, denn erst, nachdem Hammermeister fünf oder sechs Secunden lang wie verblüfft an der Schwelle gestanden, schloß sie ihn in ihre Arme und hieß ihn mit herzlichem Gruß und Kuß willkommen.

Dann schloß sie die Thür, während Hammermeister auf die Kleine zueilte, welche ihm sehnsüchtig die Aermchen entgegenstreckte.

„Aber,“ rief er, nachdem er die Grüße und Küsse seines Töchterchens in derselben Weise, wie die seiner Gattin, empfangen und erwidert, „aber, Kinder, was ist denn mit Euch vorgegangen? Wie kommt dieser Glanz in unsere niedere Hütte? Wo habt Ihr diese schöne Lampe her?“

„Die Lampe,“ entgegnete Charlotte, „ist nicht das einzige Neue, was wir während Deiner Abwesenheit angeschafft haben. Sieh Dich nur erst ordentlich um.“

Hammermeister's Blicke waren in der That anfangs durch den unerwarteten hellen Schein des neuen Leuchtapparats wie geblendet.

Erst allmälig gewöhnten sie sich, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, an das vermehrte Licht und sahen auch genau die Gegenstände, welche

sich außerhalb des nächsten Umkreises desselben befanden.

Der Windofen von schwarzem Blech, in welchem bei dem ersten Besuche, den wir dieser armseligen Wohnung abstatteten, ein schlecht wärmendes Torffeuer geglommen, war verschwunden und an seiner Stelle stand ein weit größerer und eleganterer von Gußeisen.

Die wohlthuende Gluth, welche er im ganzen Zimmer verbreitete, ward auch nicht durch das ebengenannte unangenehm riechende, qualmige Brennmaterial, sondern durch schönes trockenes Buchenholz erzeugt, dessen Flamme lustig knisternd und ohne Ruß anzusetzen emporloderte.

Die Gefäße, welche jetzt ebenso wie damals darauf standen, um dies oder jenes darin enthaltene Getränk nicht kalt werden zu lassen, hatten sich ebenfalls in besserer und zweckmäßigerer Form erneuet.

Die Kommode, welche in dem einen Winkel des Zimmers gestanden, war noch da. Anstatt aber, wie damals, ihre vielfach zerritzte, beschundene und wurmstichige obere Fläche zu zeigen, hatte sie sich jetzt schamhaft in eine schön gemusterte Wachstuchdecke gehüllt.

Ganz dieselbe Metamorphose war mit dem in der Mitte des Zimmers stehenden länglich runden

Tisch vorgegangen, an welchem Charlotte mit ihrem Töchterchen gesessen, als der nahende Tritt des Heimkehrenden sie bewogen, aufzuspringen und die Thür zu öffnen.

Der alte Lehnstuhl hatte sich freilich nicht auf so bequeme und schnelle Weise verschönern lassen, wohl aber war durch sorgfältiges Ausklopfen und Säubern Alles geschehen, was in so kurzer Zeit gethan werden konnte, um seine Erscheinung mit der jetzigen seiner Mitmöbels einigermaßen in Einklang zu bringen.

Die bedeutendste Acquisition, welche in Hammermeisters Abwesenheit gemacht worden, war ein Gegenstand, der allerdings nicht so strahlend in die Augen fiel, wie jetzt die Lampe, gleichwohl aber von weit größerem Werthe war.

Es war dies ein schöner, neuer, großer Schreibtisch, mit Allem ausgestattet, was in Bezug auf Material erforderlich war, um sofort eine Arbeit beginnen zu können.

Namentlich der davorstehende, runde, weichgepolsterte Lehnsessel mußte für Jeden, der mit Lust und Liebe die Feder führt, fast unwiderstehlich einladend sein.

Der alte Schreibtisch, den wir mit seinem ein-

getrockneten Tintefaß und seinen Federstummeln früher an dieser Stelle gesehen, war verschwunden.

Ein Gleiches war mit Lenchens Bett geschehen, obschon dieses nicht wie der alte Schreibtisch in den Laden des Trödlers gewandert war, um hier nothdürftig restaurirt und dann wieder verkauft zu werden.

Es stand vielmehr jetzt in dem an das Zimmer anstoßenden Alkoven, dessen Thür nur offengelassen zu werden brauchte, um diesen Raum während der Nacht so zu erwärmen, wie es der Zustand der erst genesenden Kleinen erheischte.

Die Stelle des Zimmers, wo früher Lenchens Bett gestanden, ward jetzt von einem hübschen Sopha eingenommen, welches dem alten Lehnstuhl eine bedenkliche Concurrenz zu machen drohete.

Die verräucherten Wände des Zimmers waren freilich noch ganz dieselben.

Die Zeit war zu kurz gewesen, um, außer den eben aufgezählten Veränderungen, deren auch noch in dieser Beziehung vornehmen zu können.

Selbst aber wenn Charlotte auch Zeit gehabt hätte, eines der freigebigen Geschenke, welches ihre Schwester ihr gemacht, auf neuen Anstrich oder Ausputz ihrer kleinen Wohnungsräume an und für sich zu verwenden, so würde sie unter den obwaltenden Umständen davon abgesehen haben.

Die fernerweite Unterstützung, welche Mathilde ihr zugesichert, berechtigte sie zu der Hoffnung, daß es ihr möglich werden würde, vielleicht schon in ganz naher Zeit dieses armselige zweideutige Haus in dem engen, ungesunden Gäßchen zu verlassen und mit Gatten und Kind eine anständigere, geräumigere, gesünder und freier gelegenere Wohnung zu beziehen.

Aus diesem Grunde hatte sie sich begnügt, in der Eile blos das anzuschaffen, was ihr das Nothwendigste zu sein schien.

Sie wußte, daß sie auch schon damit dem Heimkehrenden eine große Ueberraschung bereiten würde.

Dies war auch in der That der Fall.

Hammermeister ließ seine Blicke fast wie ein Träumender mehrmals über die theils veränderten, theils völlig neuen Gegenstände, die sich ihm hier darboten, schweifen und wiederholte dann seine erste, bis jetzt noch unbeantwortet gebliebene Frage:

„Was ist mit Euch vorgegangen, Kinder? Wo habt Ihr diese Sachen her?“

Auch jetzt beantwortete Charlotte diese Frage noch nicht, sondern ging in den Alkoven, aus welchem sie gleich darauf mit zwei Gegenständen zurückkehrte, die sie ebenfalls neu angeschafft und welche ebenso wie Schreibtisch und Sessel darauf berechnet zu sein schienen, dem leichtsinnigen Familienvater

Geschmack an ruhiger, häuslicher Thätigkeit beizubringen.

Es waren ein schöner wattirter Schlafrock und ein Paar warme, bequeme Hausschuhe, welche Charlotte jetzt lächelnd getragen brachte, damit Heinrich sie gegen Rock und Stiefel vertausche.

Nachdem er dies unter abermaligen Ausrufungen freudiger Verwunderung gethan, sagte sie:

„Nun setze Dich zu uns, Heinrich, und ich will Dir Alles erzählen, damit Du —“

Sie unterbrach sich, um mit dem Instinkt der immer von Sorge für Herz und Magen erfüllten Frauen zu fragen:

„Aber, Heinrich, Du bist wohl recht hungrig und durstig? Soll ich Dir vielleicht vor allen Dingen etwas zu essen und zu trinken holen?“

Hammermeister war wirklich hungrig und durstig, denn sein Kutscher hatte große Eile gehabt, weil er zu einer bestimmten Stunde wieder in Waldenburg eintreffen mußte.

Aus diesem Grunde hatte von Einkehren unterwegs keine Rede sein können.

Die Neugier aber war mächtiger als Hunger und Durst und Hammermeister antwortete:

„Nein, Charlotte. Ich könnte keinen Bissen und keinen Schluck genießen, so lange ich nicht weiß,

welche wunderthätige Fee in meiner Abwesenheit hier gewaltet hat."

Und nun erzählte Charlotte.

Groß war Hammermeisters Erstaunen, als er hörte, daß die wunderthätige Fee, von welcher er soeben gesprochen, Niemand anders war, als seine frühere Geliebte, Charlottens Schwester, die durch den Tod ihres alten reichen Gatten so plötzlich bewogen worden war, sich mit ihren nächsten Verwandten nicht blos wieder auszusöhnen, sondern ihnen auch die Hand zu bieten, um sie dem Elend und Mangel zu entreißen.

Charlotte erzählte Alles, genau der Wahrheit gemäß und so, wie wir es selbst wissen. Sie verschwieg dabei weiter nichts als den Raub, der von ihr unbekannter Hand während ihres Schlafs an ihr verübt worden.

Hiervon sagte sie nichts, weil Mathilde ihr über diesen Punkt das strengste Schweigen zur Pflicht gemacht hatte.

Zehntes Kapitel.

Gute Vorsätze.

„Nun, lieber Heinrich, weißt Du Alles," sagte Charlotte, als sie mit ihrer Erzählung fertig war. „Das Begräbniß des alten Commerzienraths findet morgen statt und dann wird Mathilde weiter sehen, was sie für uns thun kann."

„Du sagtest vorhin," hob Heinrich Hammermeister, nachdem er seine Gattin ohne Unterbrechung zu Ende erzählen lassen, an, „Du sagtest, Mathilde habe Dir mitgetheilt, daß sie nicht, wie sie doch gehofft, das ganze Vermögen ihres Mannes erben werde."

„So ist es. Der alte Commerzienrath hat ihr vor seinem Tode selbst gesagt, daß der größere Theil seines Vermögens seinem einzigen noch lebenden Bruder und erst nach dessen Tode ihr zufallen solle."

„Nun dann ist die Mittheilung, welche der alte

Uhrmacher mir in dem Waldenburger Anzeiger vorlegte, doch richtig."

„Der alte Uhrmacher?" wiederholte Charlotte erstaunt; „wen meinst Du?"

„Wen soll ich anders meinen, als eben den Bruder des verstorbenen Commerzienrathes? Du weißt doch, daß ich in Grünheim gewesen bin."

„Und dort hat Dich der Zufall mit diesem unseren nahen Verwandten zusammengeführt?"

„Ja wohl, und Du wirst erstaunen, wenn ich Dir erzähle, was ich in diesen wenigen Tagen mit ihm erlebt habe."

Charlotte sah ihren Gatten mit dem Ausdruck der größten Spannung an.

Dieser berichtete ihr nun die merkwürdigen Vorgänge, die wir in Grünheim, Bleichfurt und in der alten Burgruine selbst mit erlebt haben.

Er schloß mit der Erklärung, daß er, sobald die Umstände es erlaubten, nach den beiden erstgenannten Orten zurückzukehren gedenke, um sich von dem weitern Befinden der beiden Verwundeten zu überzeugen.

Er ließ hierbei nicht unerwähnt, daß namentlich Karl Angermann's Zustand ihm lebhafte Besorgnisse einflöße.

„Als wir noch Studenten waren," setzte Hammermeister hinzu, „trug ich einmal in einem alber-

nen Duell eine Wunde davon, die mich zwang, einige Wochen lang das Bett zu hüten. Nie werde ich die Theilnahme vergessen, welche mir Angermann damals durch seine unermüdlichen Besuche bewies."

„Und Du meinst, es wäre nicht recht von Dir, wenn Du ihm jetzt nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wolltest?"

„Ja, so mein' ich's"

„Nun, dann ist es mir lieb, daß unsere besser gewordenen Verhältnisse Dir gestatten werden, dieser Freundschaftspflicht nach Deinem Wunsch zu genügen."

Indem Charlotte dies sagte, bemerkte sie, daß die kleine Helene unverkennbare Neigung zum Schlafen verrieth.

Die lange, spannende Erzählung ihres Vaters hatte sie über die gewohnte Stunde hinaus wach erhalten; nun aber, da er fertig war und das Gespräch eine für die jugendliche Zuhörerin minder interessante Richtung nahm, war sie nicht mehr im Stande, die Augen lange offen zu halten.

Ihre Mutter beeilte sich daher, sie dem nun endlich heimgekehrten Vater „gute Nacht" sagen zu lassen und dann zu Bett zu bringen.

Hierauf kehrte sie an den Tisch zurück, um in dem Zwiegespräch mit ihrem Gatten fortzufahren.

„Mit den gehofften Aussichten auf einen besseren Erwerb in Grünheim war es also nichts?" fragte sie.

„Nein, damit war es ganz und gar nichts," antwortete Hammermeister. „Ueberhaupt ist dieser Ort ein so elender und kleiner, daß wir, wenn sich auch meine Hoffnungen auf eine lohnende Berufsthätigkeit dort verwirklicht hätten, uns doch gewiß nimmermehr wohlbefunden haben würden."

Charlotte ihrerseits hatte sich das Leben an einem kleinen, stillen Orte, sobald nur die Existenz gesichert wäre, gerade recht reizend und angenehm gedacht.

Das Geräusch der großen Stadt war ihrem stillen, die Zurückgezogenheit liebenden Sinne widerwärtig und sie hätte diesem Tumult gern schon längst den Rücken gekehrt.

Dennoch vermied sie jetzt, ihren schon oft ausgesprochenen Ansichten über diesen Punkt abermals Worte zu leihen.

Sie wußte, daß die Stunde nicht die hierzu geeignete gewesen wäre.

Sie sagte daher blos:

„Dann bleiben wir also hier, nicht wahr, Heinrich?"

„Ja," antwortete er. „Ich wüßte wenigstens nicht, was wir anders thun wollten."

„Und Du wirst auf eigene Faust fortzuarbeiten suchen? Vielleicht hast Du an der neuen Werkstatt, die ich Dir angeschafft, mehr Glück als an der alten."

Sie lenkte, indem sie dies sagte, Heinrich's Aufmerksamkeit auf den neuen, schönen Schreibtisch, den sie ebenso wie die übrigen im Zimmer sichtbaren neuen Gegenstände im Laufe des gestrigen Tages von der Summe angeschafft, die sie am Morgen von Mathilde erhalten und die dadurch bei weitem noch nicht erschöpft worden.

Hammermeister erhob sich, um den Schreibtisch, wie er eigentlich schon hätte thun sollen, in nähern Augenschein zu nehmen.

Nachdem dies geschehen und der Beschenkte sich lobend und dankend über das Geschenk ausgesprochen, nahm er seinen Platz am Tische wieder ein und sagte:

„Wenn irgend etwas mir Lust zur Arbeit machen könnte, so wäre es dieser nicht blos schöne, sondern äußerst zweckmäßig und practisch eingerichtete Tisch."

„Ich freue mich, dies zu hören," warf Charlotte ein.

„Gleichwohl," fuhr der Notar fort, „gleichwohl —"

„Nun, gleichwohl?“ wiederholte Charlotte, als ihr Gatte stockte.

„Gleichwohl fürchte ich, daß es mir nicht vergönnt sein wird, so viel daran zu arbeiten, wie Du es wünschest und ich selbst es gerne möchte.“

„Aber warum fürchtest Du das?“

„Weil mir, glaube ich, unter den obwaltenden Umständen nichts weiter übrig bleiben wird, als das Anerbieten meines Freundes, als Gehülfe auf seiner Expedition zu arbeiten, anzunehmen.“

„Aber wird er Dir auch einen angemessenen Gehalt zahlen?“

„Wenigstens werde ich soviel bekommen, als wir brauchen, um nothdürftig leben zu können. Und das ist jedenfalls besser, als wenn ich, wie zeither, auf Clienten warte, die sich nimmermehr einfinden.“

Charlotte wußte, daß es mit dem Warten ihres Gatten eine eigene Bewandtniß gehabt, und daß früher so mancher Client sich eingefunden hatte, aber blos, um den Herrn Notar nicht zu Hause zu treffen und dann, nachdem er seinen Besuch mehrmals und eben so vergeblich wiederholt, seine Schritte zu einem andern Advokaten gelenkt hatte, der zu den auf seinem Thürschild angegebenen Sprechstunden auch wirklich zu sprechen war und nicht in der Kneipe

saß, oder zwecklos umherbummelte, wie Freund Hammermeister.

In ihrer Gutmüthigkeit konnte Charlotte jedoch sich nicht überwinden, jetzt diesen Punkt hervorzuheben.

Sie begnügte sich vielmehr, einfach auf den Grund hinzudeuten, welchen er selbst früher als die Ursache der Mißerfolge in seinem Beruf bezeichnet.

„Du meintest sonst immer," hob sie an, „daß andere Advocaten deshalb mehr Glück hätten als Du, weil ihnen die nöthigen Fonds zur Verfügung stünden, um Geldgeschäfte betreiben zu können."

„So ist es auch," entgegnete Hammermeister; „der größte und gelehrteste Jurist wird hier in Waldenburg, wo der Geldwucher und Kaufmannsschacher die Hauptrolle spielt, kein Glück machen, wenn er nicht die Mittel hat, um die Geschäfte betreiben zu können, welche hier an der Tagesordnung sind."

„Nun, dann wäre uns vielleicht geholfen," bemerkte Charlotte.

„Wie?" fragte Heinrich lächelnd. „Hast Du vielleicht einige Kapitalien versteckt, mit welchen Du mir jetzt ganz unerwarteter Weise unter die Arme zu greifen gedenkst?"

Charlotte lächelte ebenfalls, obschon nicht spöttisch, wie ihr Gatte, sondern sanft und wehmüthig.

„Nein, lieber Heinrich," sagte sie dann. „Ich habe

keine Kapitalien versteckt, denn dann wären sie schon längst zum Vorschein gekommen. Das weißt Du so gut als ich."

„Ja," entgegnete er, indem er ihre Hand ergriff und sich des ironischen Tons, in welchem er soeben gesprochen, fast schämte, „ja, Du bist gut, Charlotte, und würdest schon längst auch das Letzte, was Du besessen, gern geopfert haben."

Beide ließen ihre Gedanken einige Augenblicke lang in die Erinnerung an die Vergangenheit zurückschweifen und schwiegen.

Dann hob Hammermeister wieder an:

„Aber wenn nicht Du, liebe Charlotte, die Mittel hast, deren ich bedarf, um selbstständig bleiben zu können, wer soll mir sie dann sonst gewähren?"

„Glaubst Du nicht, daß meine Schwester Mathilde es thun würde?"

„Mathilde? Sie, die mir niemals verzeihen wird, daß ich ihr abtrünnig geworden, um mich Dir zuzuwenden, sie sollte sich entschließen können, in dieser Weise feurige Kohlen auf meinem Haupte zu sammeln?"

„Warum bezweifelst Du dies? Warum sollte sie ewig zürnen? Hat sie nicht schon durch das reichliche Geschenk, welches sie mir gestern gemacht, be-

wiesen, daß sie sich für unser Wohlergehen interessiren will?“

„Für das Deinige und für das unseres Kindes wohl, für das meinige aber gewiß nicht.“

„Sie weiß ja aber, daß mein und Helenen's Wohl von dem Deinigen unzertrennlich ist, und wird daher im schlimmsten Falle wenigstens aus dieser Rücksicht Dir gefällig sein.“

„Dann glaubst Du also, sie werde mir wirklich die Hand bieten, um meine fernere Selbstständigkeit zu ermöglichen?“

„Ja, das glaube ich, und sie hat es mir auch schon halb und halb versprochen.“

„Wird sie dieses Versprechen aber nicht bereuen und zurücknehmen, sobald ihr nach der Eröffnung des Testaments ihres Gatten die Gewißheit geworden, daß sie wirklich nicht die Erbin seines ganzen Vermögens, sondern blos eines Theils desselben ist?“

„Selbst in diesem Falle wird sie immer noch reich genug sein, um uns in der Weise unterstützen zu können, die für uns eine Lebensfrage ist.“

„Ich muß Dein schwesterliches Vertrauen ehren und wünsche in unser Aller Interesse, daß Mathilde es rechtfertigen möge.“

„Du wirst sehen, daß dies der Fall ist.“

„Es soll mir lieb sein, wenn Du Recht hast,

liebe Charlotte, obschon ich mich dann immer noch nicht werde des Argwohns erwehren können, daß Mathilde bei dieser überaus großen Zuvorkommenheit von einem Hintergedanken geleitet werde, über den uns vielleicht erst die Zukunft näheren Aufschluß bringen wird."

Charlotte, die sich gedrungen fühlte, ihre Schwester beharrlich in Schutz zu nehmen, wollte auch diese letzte Bemerkung ihres Gatten zu widerlegen versuchen; ehe sie dies jedoch thun konnte, kam er ihr mit den Worten zuvor:

„Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, Charlotte, so lassen wir dieses Thema vor der Hand ruhen."

„Ganz wie Du willst, lieber Heinrich."

„Du fragtest mich vorhin, als ich kam, ob ich hungrig und durstig wäre, aber ich antwortete Dir, daß ich nicht eher einen Bissen essen, oder einen Schluck trinken könnte, so lange ich noch nicht wußte, welche wunderthätige Fee in meiner Abwesenheit hier gewaltet habe."

„Nun aber weißt Du es und meinst, Du werdest meinem Imbiß, wenn ich Dir sonst einen vorsetzen könne, mit gutem Appetit zusprechen, nicht wahr, lieber Heinrich?"

„So ist es," entgegnete Hammermeister. „War

mein Appetit schon vorher von der Art, daß Du Grund hattest, für Deine Delikatessen die bangsten Befürchtungen zu hegen, so ist er nun, nachdem ich noch so lange gewartet und obendrein so viel erzählt und gesprochen habe, zu einem Ungeheuer angewachsen, welches Deine voraussichtlich nicht darauf berechneten Proviantvorräthe bis auf den letzten Tropfen und den letzten Brocken zu vertilgen droht."

Charlotte lächelte freundlich und sagte mit einem gewissen Grad von Selbstbewußtsein:

„Du mußt nicht glauben, lieber Heinrich, daß ich das Geschenk, welches Schwester Mathilde mir gemacht, blos auf Dinge verwendet habe, welche wir, so zu sagen, äußerlich gebrauchen. Eine gute Gattin und Mutter weiß, daß auch der innere Mensch ihrer Angehörigen durch gewisse nährende Stoffe unterhalten und gestärkt sein will."

„Und daß diese, wenn sie einmal vorhanden sind, auch ihr selbst nichts schaden," setzte Hammermeister lachend hinzu. „Von dieser löblichen und praktischen Ansicht geleitet, hast Du wohl Deine Speisekammer in einer Weise gefüllt, wie es bei uns seit Jahren nicht der Fall gewesen?"

„Allerdings," entgegnete Charlotte, „bin ich bedacht gewesen, Dich bei Deiner Heimkehr auch in dieser Beziehung auf eine unseres augenblicklichen

verhältnißmäßigen Reichthums würdige Weise zu empfangen. Dennoch aber darfst Du Deine Erwartungen nicht zu hoch spannen."

„Das thue ich auch nicht," entgegnete Heinrich. „Damit ich aber bei längerem Zaudern von Deiner Seite nicht noch in Gefahr gerathe, meine Phantasie sich in unmöglichen Dingen ergehen zu lassen, so trage nun unverweilt auf, was Du hast, und versetze mich dadurch aus dem unsicheren Bereich der Visionen auf den festen Boden der Wirklichkeit."

Charlotte kam diesem Wunsche sofort nach.

Es dauerte nicht lange, so stand vor ihrem Gatten ein, wenn auch nicht gewähltes, doch sehr gutes, meistens aus kalter Küche bestehendes Abendbrod, welches schon durch sein appetitliches Ansehen und Arrangement verführerisch wirken mußte.

Auch eine Flasche guten Weines fehlte nicht.

Elftes Kapitel.

Ein eheliches Zwiegespräch.

„Nun aber, liebe Charlotte," sagte Heinrich Hammermeister, „wirst Du hoffentlich nicht blos bei der Unterhaltung, sondern auch bei meinen Angriffen auf die Herrlichkeiten, die Du mir da vorgesetzt hast, gemeinschaftliche Sache mit mir machen."

Er fühlte sich durch die veränderte Umgebung, die jetzt weit weniger Spuren der Armuth an sich trug, als vor seiner Abreise, durch die schöne, helle Beleuchtung und durch den gutbesetzten Tisch ganz häuslich und heimisch angemuthet.

Auch Charlotte ihrerseits ward in Folge derselben Ursachen, hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil sie ihren Gatten so glücklich und zufrieden sah, in eine so heitere Stimmung versetzt, wie sie dieselbe schon seit langer, langer Zeit nicht mehr gekannt hatte.

Der Schiffbrüchige preist sich glücklich, wenn

das tobende Meer ihn auf ein kleines Eiland schleudert wo er sich in den wärmenden Strahlen der Sonne trocknen und mit den Früchten, die eine hier einsam wachsende Kokospalme ihm spendet, seinen Hunger stillen kann.

Er bedenkt nicht, daß schon die nächste Sturzfluth ihn von der schmalen Scholle, die ihn gastlich aufgenommen, herab und wieder in die nasse Wüste raffen kann, in welcher er zuletzt doch seinen Untergang findet.

„Ja, lieber Heinrich," entgegnete Charlotte, indem sie, der an sie ergangenen Aufforderung folgend, ebenfalls an dem Tische Platz nahm, „ja, ich werde Dir Gesellschaft leisten und mit Dir von diesen Delikatessen genießen, die ich bis jetzt noch nicht anzurühren gewagt."

„Wie? Du hast noch nicht davon genossen?"

„Nein, ich hatte sie einmal ausdrücklich für Dich bestimmt und deshalb auch für Dich aufgehoben. Blos Lenchens sehnsüchtigen Blicken, als ich gestern diese Herrlichkeiten vor ihr auspackte, konnte ich nicht widerstehen und ich habe ihr von Diesem und Jenem ein wenig kosten lassen."

Hammermeister ergriff die mit aufgetragene Flasche Rothwein, hielt sie gegen das Licht und sagte:

„Von diesem edlen Getränk aber scheint mein armes Kind wenig oder vielmehr gar nichts bekommen zu haben, denn die Flasche ist noch ganz voll.“

Charlotte schien über diese Bemerkung ihres Gatten förmlich zu erschrecken und rief:

„Ich bitte Dich um's Himmelswillen, Heinrich! Hältst Du mich wirklich für so gewissenlos, daß ich einem Kind, welches kaum erst ein hitziges Hirnfieber überstanden hat, auch nur einen Tropfen Wein geben würde?“

Hammermeister lachte und entgegnete:

„Du hast Recht, liebe Charlotte. Daran hatte ich nicht gedacht. Du weißt, daß ich mich über ein überstandenes Leiden auch in der Erinnerung bald hinwegsetze, und als ich Lenchen vorhin so munter und freundlich mit uns hier am Tische sitzen sah, vergaß ich schon fast, daß ich sie krank zurückgelassen hatte.“

Charlotte schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und schwieg eine Weile.

Hammermeister schien ihre Gedanken zu errathen, und eben, als sie den Mund öffnete, um etwas auf die Bemerkung ihres Gatten zu entgegnen, kam dieser ihr zuvor und sagte:

„Ich weiß, was Du sagen willst. Du meinst, ein Vater sei niemals so vollständig von dem Ge-

danken an das Wohl und Wehe seines Kindes durchdrungen, wie dies mit dem Mutterherzen der Fall ist."

Charlotte war die verkörperte Aufrichtigkeit und Offenheit. Sie machte deshalb auch jetzt durchaus kein Hehl daraus, daß ihre Gedanken sich wirklich in der von ihrem Gatten bezeichneten Richtung bewegt hatten, und setzte, nachdem sie dies eingestanden, hinzu:

„Ich glaube, es ist dies ein Naturfehler der Männer, wegen dessen man mit ihnen nicht allzu scharf rechten darf, obwohl er bei einigen vorzugsweise grell zu Tage tritt."

„Ei, ei, Charlotte!" rief Hammermeister wieder lachend, „Du wirst ja ganz spitzig! Am Ende habe ich heute Abend auch noch das Vergnügen, Dich witzig zu finden."

Indem er dies sagte, entkorkte er die Flasche, füllte die beiden Gläser, welche Charlotte auf den Tisch gesetzt, ergriff dann das eine und sagte:

„Komm, Charlotte, und thue mir Bescheid. Uns wird ein Glas Wein nichts schaden, denn wir sind, Gott sei Dank, nicht fieberkrank gewesen und übrigens auch schon längst keine Kinder mehr. Stoße mit mir an auf die glücklichere Zukunft, deren Morgenröthe in meiner Abwesenheit von hier an unserm

Horizont emporgedämmert ist und Deinem bevorzugten Auge zuerst geleuchtet hat.“

Charlotte konnte nicht umhin, der Aufforderung ihres Gatten zu folgen.

Sie ergriff ebenfalls ihr Glas, hob es empor, stieß mit dem seinigen an und sagte:

„Ja, möge der heutige Abend der Vorbote und Beginn der Zeit sein, wo wir nach langer Noth und Entbehrung, wenn auch immer noch in bescheidenen Verhältnissen, doch frei von Nahrungssorgen und zufrieden leben können! Möge der Himmel Deine Berufsthätigkeit segnen und Dich ihr [illegible] so widmen lassen, wie Du gewiß schon längst gethan haben würdest, wenn nicht ein widriges Geschick Dich fortwährend davon abwendig gemacht hätte.“

Hammermeister fühlte den indirecten Vorwurf, der in Charlottens Worten für ihn lag, sehr wohl.

Er ward dadurch unangenehm berührt, denn er mußte sich gestehen, daß derselbe mit dem, was sein eignes Gewissen ihm sagte, vollkommen in Einklang stand.

Ueberhaupt war er, wie fast alle Menschen von gerade nicht schlechtem, aber leichtsinnigem Charakter, kein Freund von Rührscenen, sondern suchte solchen, wenn es die Umstände einigermaßen gestatteten, eine weniger ernste Wendung zu geben.

Deshalb sagte er, nachdem er ebenso wie Charlotte getrunken und das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte:

„Das war ja eine förmliche Predigt! Der Ton, in welchem Du, wenn Du salbungsvoll wirst, sprichst, erinnert mich allemal an den nun verstorbenen kleinen buckeligen Pfarrer an der Stephanskirche, wenn Du Dich noch auf ihn besinnen kannst.“

„O ja, ich entsinne mich dieses würdigen Mannes sehr wohl, und wenn ich in meiner Ausdrucksweise ihm gleiche, so kann das für mich nur schmeichelhaft sein.“

„Da hast Du Recht, liebe Charlotte. Ich bin aber, wie der weise König Salamo, obschon ich in gewissen Beziehungen einen Vergleich mit ihm höflichst ablehnen müßte, der Ansicht, daß Alles seine Zeit und seinen Ort habe.“

„Und Du meinst, daß der gegenwärtige Augenblick und dieses Zimmer, wo wir allein einander gegenübersitzen, zum Aussprechen frommer Wünsche nicht geeignet seien?“

Hammermeister vermied, auf diese Frage eine directe Antwort zu geben. Er sagte blos:

„Ich dächte wenigstens, es wäre besser, das, was uns das Glück bescheert, fröhlich zu genießen, als larmoyante Betrachtungen anzustellen.“

Charlotte that es in diesem Augenblicke selbst leid, die heitere Stimmung, in welche ihr Gatte durch die aufgetragenen einfachen Delikatessen versetzt worden, durch ihre, wenn auch vollkommen berechtigten, Bemerkungen beeinträchtigt zu haben.

Um ihn dafür zu entschädigen und zugleich seiner Eitelkeit ein wenig zu schmeicheln, fand sie es gerathen, das Gespräch auf ein Thema zu bringen, welches, wie sie glaubte, ihm weniger zuwider sein würde, als Moralpredigten.

Zwar hatte sie dieses Thema schon vorher, ehe sie den Tisch beschickt, berührt und auf Heinrich's Wunsch ruhen gelassen. Dennoch glaubte sie, daß er jetzt, wenn sie es von einer neuen Seite auffaßte, gern darauf wieder eingehen würde.

„Du sagtest vorhin," hob sie an, „Mathilde werde bei der unerwarteten Zuvorkommenheit und Freigebigkeit, die sie uns beweist, von einem Hintergedanken geleitet."

Hammermeister schenkte sich sein Glas wieder voll und sagte dann:

„Nun, glaubst Du dies nicht auch?"

„O ja; wenn ich mir die Umstände recht überlege, so glaube ich es; ja, ich getraue mir sogar zu errathen, worin dieser geheime Impuls besteht."

„So?" entgegnete Hammermeister, nachdem er

wieder ein volles Glas hinuntergestürzt. „Willst Du Dich nicht näher darüber aussprechen?“

„Nun, ich glaube, daß Mathildens Liebe zu Dir noch immer sehr groß ist und daß sie eben blos durch dieses Gefühl sich bewogen gesehen hat, sich unser in dieser Weise anzunehmen.“

„Dann thut sie mir leid!“ rief Hammermeister; „denn ich für meinen Theil muß gestehen, daß meine Liebe zu ihr, die selbst zur Zeit ihrer Blüthe sich in nur bescheidenen Dimensionen bewegte, schon längst bis auf den letzten Funken erloschen ist.“

Charlotte freute sich im Stillen, dieses Geständniß zu hören, und hielt es nun für um so ungefährlicher, diesen Gegenstand, natürlich nur scherzweise noch weiter als Stoff zur Unterhaltung auszubeuten.

Die immer animirtere Stimmung, in welche sie ihren Gatten, der dem feurigen, schweren Wein wacker zusprach, sich versetzen sah, ermuthigte sie noch mehr und sie hob wieder an:

„Bei der eingezogenen Lebensweise, die ich sowohl im Hause meines Vaters als auch, seitdem ich Dein Weib bin, geführt habe, ist mir nur wenig Gelegenheit geboten gewesen, mir auf dem Gebiete der Liebe Erfahrungen zu sammeln oder Beobachtungen anzustellen. Wohl aber habe ich in Romanen gelesen, daß Fälle, in welchen eine schlummernde, ja

vielleicht gar todt geglaubte Neigung wieder zu neuem Leben erwacht, gar nicht so selten vorkommen."

„Das mag wohl sein," entgegnete Heinrich. „Wie es in dieser Beziehung mit Anderen steht, das weiß ich nicht und ich erlaube mir auch kein Urtheil darüber. Von mir selbst aber weiß ich ganz bestimmt, daß, wenn irgend ein Weib mich verlocken könnte, Dir untreu zu werden, Charlotte, dies doch Mathilde ganz gewiß nicht sein würde."

Der genossene Wein machte Hammermeister unvorsichtig und rücksichtslos.

Bei all' seinem Leichtsinn würde er in völlig nüchternem Zustande sicherlich vermieden haben, eine Aeußerung, wie diese letzte, zu thun.

Dieselbe mußte natürlich von Seiten Charlottens eine Frage herbeiführen, deren Beantwortung, wenn sie eine aufrichtige war, ihr nicht gleichgültig sein konnte.

Sie sah dies instinctmäßig voraus und obschon eine innere Stimme sie zum Schweigen mahnte, konnte sie sich gleichwohl nicht enthalten, die durch die Aeußerung ihres Gatten provocirte Frage zu thun.

„Dann," sagte sie, „giebt es also doch Jemanden, der mir Dein Herz streitig machen könnte?"

„Nun, das will ich gerade nicht behaupten," antwortete Hammermeister lachend. „Wenn Du aber

nicht existirtest, oder wenn Du mir genommen würdest und ich mich durchaus wieder an ein weibliches Wesen fesseln müßte, dann wüßte ich, auf wen meine Wahl fiele."

„Und wer wäre dies?" fragte Charlotte lächelnd, obschon sich ihr das Herz zusammenschnürte.

„Niemand anders als Louise."

„Als Louise? Was für eine Louise?"

Hammermeister hatte natürlich bei der Erzählung der Abenteuer, die er in den letzten Tagen erlebt, auch die Gattin seines Freundes, des jungen Geistlichen, erwähnt.

Ihren Namen aber hatte er nicht genannt und überhaupt, da er so vieles Andere zu berichten gehabt, eine nur ganz flüchtige Schilderung von ihr entworfen.

Charlotte hatte deshalb, indem sie ihre Frage that, keine Ahnung, welche Persönlichkeit sich ihr durch die nähere Auskunft ihres Gatten enthüllen würde.

„Ich habe Dir wohl noch gar nicht gesagt, daß die Frau meines Freundes Angermann Louise heißt?" sagte Hammermeister.

„Also diese ist es!"

„Ja," fuhr Charlottens Gatte fort; „diese Frau

Pastorin Louise Angermann ist das reizendste Weibchen, welches mir jemals vorgekommen ist."

Er sah, indem er dies sagte, welche Veränderung durch seine Worte in Charlottens Zügen hervorgerufen ward, und beeilte sich daher, hinzuzusetzen:

„Du brauchst aber durchaus nicht ängstlich zu sein, liebe Charlotte. Träten auch die Voraussetzungen, von welchen ich vorhin sprach, ein, so wäre die kleine blonde Louise für mich doch immer unerreichbar wie die Sterne, denn sie ist ja das Weib eines Mannes, an dessen Seite sie sich, so viel ich bemerkt habe, vollkommen glücklich fühlt und der ihr auch sicherlich hundertmal besser gefällt, als ich."

Trotz der Qualen erwachender Eifersucht, welche Charlottens Herz zu martern begannen, konnte sie sich doch nicht enthalten, ihren Gatten durch noch weitere Fragen zu möglichst ausführlicher Schilderung der Frau zu veranlassen, welche als neue Person so plötzlich auf der Bühne eines schon schwergeprüften Lebens erschien.

Hammermeister bedurfte, namentlich in seiner jetzigen Stimmung, keiner großen Anregung, um sich sofort in noch umfassenderer Weise, als von ihm gewünscht ward, über einen Gegenstand zu verbreiten, der ohnehin seine Gedanken fortwährend beschäftigte.

Mit beredten Worten beschrieb er die geistigen und äußeren Vorzüge der Gattin seines Freundes.

Er erzählte, wie belesen sie sei, welche Kenntnisse sie besitze und wie sie auch als Hausfrau ihren Pflichten in jeder Beziehung auf das Vollkommenste zu genügen wisse.

Dann beschrieb er ihre musikalischen Talente und Fertigkeiten und erwähnte, daß es ihm ein hoher Genuß gewesen sei, nach langer Zeit wieder einmal mit einer ebenbürtigen Kunstjüngerin sich in Productionen versucht zu haben, welchen er sich früher selbst mit entschiedener Begabung und großer Vorliebe gewidmet.

Charlotte hörte dies Alles äußerlich ruhig, aber innerlich von unbeschreiblichen Empfindungen erfüllt, mit an. Sie sagte sich, wie tief sie mit ihrer bescheidenen Ausbildung und verblüheten Schönheit durch eine Persönlichkeit, wie die Louisens, in den Schatten gestellt werde, und bang und ängstigend waren die Träume, welche in dieser Nacht ihr armes Hirn durchgaukelten.

Zwölftes Kapitel.

Wandlungen zum Bessern.

Waldenburg war, wie schon mehrfach erwähnt worden, eine große und reiche Stadt und pomphafte Begräbnißfeierlichkeiten waren deshalb hier nichts Seltenes.

Gleichwohl konnten selbst die ältesten Leute sich kaum entsinnen, jemals ein prachtvolleres Leichenbegängniß mit angesehen zu haben, als das, welches sich in den Abendstunden des Tages nach dem, an welchem Hammermeister wieder bei seiner Familie eingetroffen war, durch die Hauptstraßen der Stadt hinaus nach dem Friedhofe bewegte.

Die Bürgerschützengilde in ihren schmucken Uniformen marschirte voran.

Der Vorstorbene hatte ihr seit einer langen Reihe von Jahren als Chargirter angehört und sie war stolz darauf gewesen, einen so reichen Mann zu den ihrigen zu zählen.

Das an der Spitze marschirende Musikcorps spielte Beethoven's Trauermarsch „sulla Morte d'un Eroe" und wenn man annimmt, daß der alte Commerzienrath und Banquier Adrian Schüßler auf dem Gebiet des Gelderwerbs und der Uebervortheilung Anderer eine wirklich heldenmäßige Bravour und Ausdauer entwickelt hatte, so konnte man die Wahl dieser Trauermusik als keine unpassende bezeichnen.

Nach der bewaffneten Ehrengarde folgte der von sechs schwarzbehangenen und mit Federbüschen von derselben Farbe geschmückten Rossen gezogene Leichenwagen, der von Palmen und Blumen so überdeckt war, daß das Bahrtuch dadurch fast unsichtbar gemacht ward.

Hinter dem Sarge folgten außer einer großen Zahl Herren vom Handelsstande, welche ihrem Collegen und unerreichten Vorbild das letzte Geleit zu Fuße gaben, die lange Reihe von Equipagen, welche der Magistrat und die vornehmsten Familien gesendet hatten, um ihre Theilnahme an diesem Trauerfall, der eigentlich für keinen Menschen ein solcher war, Ausdruck zu geben.

Die Menge der Zuschauer auf den Straßen war natürlich sehr groß, die Bemerkungen und Glossen aber, welche die verschiedenen Gruppen unter sich austauschten, waren von der Art, daß der

Verstorbene, wenn er sie gehört hätte, davon nicht sonderlich erbaut gewesen wäre.

Mathilde saß, während die Prozession vor sich ging, hinter den zugezogenen Gardinen zu Hause.

Die in Waldenburg herrschende Sitte gestattete den Frauen nicht, ihre Angehörigen zu Grabe zu geleiten, sondern behielt dieses Recht ausschließlich den Männern vor.

Mathilde hatte mit Recht diese Sitte stets für widersinnig erklärt. Ja, bei dem Tode ihres Vaters hatte sie von ihrem Entschlusse, dieselbe zu übertreten und sich dem Trauergefolge anzuschließen, sich nur mit Mühe abbringen lassen.

Heute jedoch freuete sie sich, daß sie nicht gezwungen war, vor den Augen der gaffenden Menge als Heuchlerin aufzutreten und sich den Anschein zu geben, als betrauere sie einen Gatten, dessen Tod sie als eine längst gehoffte Erlösung und als Beginn eines Lebens der Freiheit begrüßt hatte.

Einige Tage nach dem Begräbniß des Commerzienraths erfolgte die Eröffnung des Testaments.

Dasselbe lautete in seinen Hauptbestimmungen ganz so, wie der Verstorbene seiner jungen Gattin mitgetheilt hatte und wohl auch Anderen mitgetheilt haben mußte, welche die Sache ausgeplaudert und somit den Stoff zu jenem Artikel im Waldenburger

Anzeiger geliefert hatten, wodurch auch Martin Schüßler eher, als der Erblasser es beabsichtigt, von dem ihm bevorstehenden Glück in Kenntniß gesetzt worden war.

Das hinterlassene Vermögen des Commerzienraths belief sich auf vierhundert- und einige Tausend Thaler.

Hiervon gingen einige Legate für drei oder vier altbewährte Comtoiristen und einige milde Stiftungen ab.

Letztere schienen von dem Testator, der es stets gern mit bestimmten runden Summen zu thun gehabt, nicht sowohl aus Wohlthätigkeitssinn, als vielmehr aus dem Grunde bedacht worden zu sein, damit dann für die beiden Erben gerade noch vierhunderttausend Thaler übrig blieben.

Das Wohnhaus des Verstorbenen, mit Allem, was darin war, so weit es nicht von seiner Wittwe als ihr persönliches Eigenthum beansprucht würde, seine Equipage, seine Pferde u. s. w. sollten verkauft und der Erlös dafür als Zuschuß zu der Summe betrachtet werden, welche der schon seit einiger Zeit projektirte Bau einer neuen Börse erfordern würde.

Die vierhunderttausend Thaler Hauptvermögen sollten in der Weise vertheilt werden, daß die Wittwe

des Verstorbenen einhunderttausend und sein Bruder, der Uhrmacher Schüßler in Grünheim, dreihunderttausend bekäme.

Nach dem Tode dieses Letzteren sollte sein Antheil an Mathilde zurückfallen. Stürbe diese jedoch wider Erwarten zuerst, so sollte auch ihr Vermögen auf Martin Schüßler übergehen, der dann letztwillig nach Gutdünken darüber verfügen würde.

Letzterer war an dem Tage, wo er sich, der ihm behändigten Vorladung gemäß, in Waldenburg bei der Behörde einfinden sollte, um diese Mittheilungen zu empfangen, wegen seiner Kopfwunde noch nicht im Stande, einen so weiten Weg, wenn auch zu Wagen, zu machen.

Die Publikation, welche ihm über seinen künftigen Reichthum unumstößliche Gewißheit gab, mußte daher durch die Ortsbehörde von Grünheim erfolgen.

Die zur Vertheilung zwischen die beiden Erben kommenden Summen waren bei dem Geschäftsnachfolger des Erblassers angelegt und sollten zwei Monate nach dem Tode des Letzteren ausgehändigt werden.

Die beiden Erben hatten somit vollauf Zeit, sich zu überlegen, was sie mit ihrem Reichthum anfangen wollten.

Mathilde ihrerseits bedurfte hierzu keiner langen Ueberlegung.

Sie war schon seit Jahren, das heißt, seitdem sie die Gattin des reichen Banquiers gewesen, mit der Fluth des Ueberflusses geschwommen, und es brauchte ihr daher Niemand zu sagen, wie man hunderttausend Thaler sicher und nutzenbringend anlegt und wie man die Einkünfte von einem solchen Kapital auf noble Weise verthun kann.

Weit entfernt daher, durch den Besitz einer solchen Summe sich in Verlegenheit gesetzt zu sehen, war sie vielmehr in ihrem Innersten empört, daß sie nicht die Erbin des ungetheilten Vermögens geworden war.

Deshalb hatte sie auf ihren Schwager und Miterben einen grimmigen Haß geworfen und wollte von einer Annäherung zwischen ihr und ihm kein Wort hören.

Charlotte erzählte ihr natürlich bei ihrer nächsten Zusammenkunft die Rolle, welche Hammermeister bei dem mörderischen Angriff, der durch einen Unbekannten auf Martin Schüßler gemacht worden, gespielt.

Mathilde erklärte hierauf, so sehr sie sich auch freue, mit ihrer Schwester und deren Gatten wieder

in gutem Einvernehmen zu stehen, so fühle sie sich doch fast versucht, Letzterem wieder zu zürnen.

Sie äußerte gegen ihre Schwester dann noch mit ziemlich unverblümten Worten, daß, wenn ihr Schwager jenem mörderischen Ueberfalle wirklich zum Opfer gefallen wäre, sie dann die Freude gehabt hätte, in den Besitz des ganzen Erbe zu gelangen.

Sie hatte nach ihrer Meinung ein unbestrittenes Recht darauf, und betrachtete die letztwillige Verfügung ihres Gatten fast in dem Lichte eines an ihr begangenen Raubes.

Daß sie sich durch solche Aeußerungen verdächtig machen könnte, die Anstifterin des an ihrem Schwager verübten Attentats gewesen zu sein, dies schien ihr nicht einzufallen.

Uebrigens hatte es, so lange sie sich nur gegen ihre Schwester in dieser Weise aussprach, damit auch keine Gefahr.

Charlotte verschwieg, wenn sie ihrem Gatten wieder erzählte, was sie mit Mathilde gesprochen, geflissentlich Alles, was Letzterer zum Nachtheil gereichen konnte.

Uebrigens sah sie in jenen verdächtigen Aeußerungen blos Beweise von Lieblosigkeit und Habgier; denn daß Mathilde mit wirklich verbrecherischen Plä-

nen umgehen könne, daran dachte ihr eignes harmloses Gemüth nicht im Entferntesten.

Mit Hammermeister selbst traf Mathilde nur selten und dann auch nur auf ganz kurze Zeit zusammen.

Ihre Liebe zu ihm war durchaus nicht erloschen und sie fürchtete förmlich, dieselbe durch öfteres und längeres Beisammensein mit ihm wieder angefacht zu sehen.

Auch kannte sie den Gegenstand ihrer Liebe sehr genau und wußte, daß es bei seinem Leichtsinn und seiner Eitelkeit von ihrer Seite vielleicht nur eines geringen Entgegenkommens bedürfen würde, um einen Zustand herbeizuführen, welcher ihrer armen, schwergeprüften Schwester ein Recht zu neuen Klagen geben könnte.

Dies wollte sie aber vermeiden.

Deshalb ließ sie ihre Schwester mit ihrem Kinde lieber zu sich kommen, als daß sie zu ihr gegangen wäre, und so bereit sie sich auch finden ließ, alle Wünsche Hammermeister's, die dieser wegen der ihm fehlenden Mittel zu einer neuern und bessern Begründung einer einträglicheren Berufsthätigkeit aussprach, zu erfüllen, so vermied sie doch alle längeren Besprechungen mit ihm.

Sie wußte es vielmehr so einzurichten, daß stets

Charlotte die Dolmetscherin dieser Wünsche und die Empfängerin der Unterstützungen war, die sie dieser, theils für sich selbst und ihr Kind, theils zur Uebermittelung an Hammermeister zustellte.

Dieser schien wirklich den festen Vorsatz gefaßt zu haben, eine neue Bahn zu wandeln und die Verhältnisse, welche das Schicksal so günstig für ihn gestaltet, dankbar und gewissenhaft zu benutzen.

Er miethete für sich und seine Familie eine anständige, für seinen Beruf vortheilhaft gelegene Wohnung, die von Charlotte unter Mathildens Mitwirkung zweckentsprechend eingerichtet und ausgestattet ward.

Diese Wohnung befand sich in der ersten Etage, und im Erdgeschoß desselben Hauses etablirte Hammermeister sein Geschäftsbureau und nahm einen Schreiber an, der aber jetzt nicht mehr, wie sein früherer, wenn ein Client in den Geschäftsstunden vorsprach, genöthigt war, seinen Prinzipal aus einem näher oder ferner gelegenen Wirthshaus herbeizuholen.

Jetzt war Hammermeister vielmehr stets, so lange nicht andere, wirkliche Geschäfte ihn anders wohin riefen, selbst da.

Anstatt daß daher die Clienten nach und nach weggeblieben, der Schreiber aus Mangel an Be-

schäftigung entlassen werden wußte, und die ganze Bureaueinrichtung sich auf jenen uns bekannten, alten Schreibtisch mit dem eingetrockneten Tintenfaß reducirte, nahm jetzt die Praxis binnen wenigen Wochen so zu, daß der eine Schreiber einen Collegen erhielt und der Notar selbst sich nach einem jungen, juristischen Hülfsarbeiter umzusehen begann.

Charlottens Freude über die auf diese Weise mit ihrem Gatten vorgegangene Umwandlung war außerordentlich.

Sogar die durch seine schwärmerischen Schilderungen der Vorzüge, die er an der Gattin seines Freundes Angermann wahrgenommen, in ihrem Herzen erweckte Eifersucht trat für den Augenblick wieder in den Hintergrund.

Gleichwohl freuete sie sich, daß die von ihm ausgesprochene Absicht, seinen noch gefährlich kranken Freund sobald als möglich wieder zu besuchen, eben infolge der sich neuentwickelnden Berufsgeschäfte fortwährend auf Hindernisse stieß.

Er mußte sich mit brieflichen Erkundigungen begnügen und die Antworten auf dieselben lauteten dahin, daß Angermann's Zustand sich allerdings bessere, bis zu seiner völligen Herstellung aber immer noch geraume Zeit vergehen werde.

Endlich fand Hammermeister den gesuchten Hülfs-

arbeiter, und konnte sich nun auf zwei bis drei Tage losmachen.

Charlotte hörte allerdings mit schwerem Herzen seine Erklärung, daß er nun unverweilt den so lange aufgeschobenen Besuch in Bleichfurt und Grünheim abstatten werde.

Sie konnte aber natürlich nichts dagegen thun und betete blos im Stillen, daß ein guter Engel das Herz ihres Gatten vor ferneren Bestrickungen von Seiten der Circe des Pfarrhauses behüten möge.

Zu Heinrich selbst sagte sie hierüber nichts.

Wir wissen, daß sie nicht zu den Schlauesten oder Gewitztesten ihres Geschlechts gehörte.

Gleichwohl aber sagte ihr der weibliche Instinct, daß die Männer sich sehr leicht durch Verdachtsäußerungen bewogen finden, ihre Zuneigung Frauen zuzuwenden, die ihnen vorher ziemlich gleichgültig gewesen sind und die eben erst durch diesen Verdacht in ihren Augen eine erhöhete Bedeutung erhalten.

Dreizehntes Kapitel.

Ein wichtiger Fund.

Es war fünf oder sechs Wochen nach jenem verhängnißvollen Sonntage, wo Hammermeister mit seinen Freunden in Bleichfurt den Spaziergang nach der alten Ruine angetreten, als er sich wieder auf den Weg nach dem genannten Dorfe machte.

Er reiste mit der Post, um an der uns schon bekannten Station abzusteigen und den noch übrigen kurzen Weg nach Bleichfurt zu Fuße zurückzulegen.

Seine veränderten Umstände hätten ihm erlaubt, einen Miethwagen für die ganze Reise zu nehmen, aber er war jetzt wirklich entschlossen, nicht wieder in seinen früheren Fehler der Verschwendung zu verfallen, sondern das, was er hatte, thunlichst zusammenzuhalten.

Uebrigens war der Tag so schön, daß ein Stubenhocker, der den größten Theil seiner Zeit hindurch an den Schreibtisch gefesselt war, diese Gelegenheit,

einmal, mit vollen Zügen die Luft der freien, neu-erwachten Natur einzusaugen, mit Freuden ergreifen mußte.

Daß man aber die freie Luft auf einer Fußwanderung besser genießen kann, als während einer Wagenfahrt, ist eine bekannte Sache.

Der Sonntag, welchen wir soeben erwähnt, war auch schön, aber doch nur ein trügerischer Vorschmack des Lenzes gewesen, der in der letzten Hälfte des Februar noch nicht auf die Dauer einzuziehen pflegt.

Es hatte seitdem wieder anhaltenden Frost und tüchtigen Schnee gegeben, ja, letzterer hatte ziemlich eine Woche lang so hoch gelegen, daß noch einmal die Schlitten zum Vorschein gekommen waren und lustiges Schellengeläut die Landstraße belebt hatte.

Jetzt aber stand man in der letzten Hälfte des April.

Allerdings giebt es in Deutschland Gegenden genug, wo man selbst um diese Zeit manches Jahr dem lauen Hauche des Frühlings noch umsonst entgegenseufzt.

Diesen rauhen, hochgelegenen Gegenden aber gehörte Waldenburg mit seiner Umgebung nicht an. Es lag tief, warm und fruchtbar und die aus fernen Zonen zurückkehrenden ersten Staare und Schwalben waren die, welche hier ihre Nester hatten.

Ohne sich mit seinen Mitpassagieren in ein wesentliches Gespräch eingelassen zu haben, stieg Hammermeister an der betreffenden Station aus und wanderte dann, nachdem er in der Restauration ein leichtes Frühstück eingenommen, lustig seinen Stock schwingend, querfeldein nach Bleichfurt.

Er verglich seine jetzigen Empfindungen mit denen, welche ihn beseelt, als er dieses Dorf zum ersten Male betreten, und konnte nicht umhin, sich zu der Veränderung, die hierin, sowie in so vielen anderen Beziehungen für ihn eingetreten war, Glück zu wünschen.

Bei seiner Ankunft im Pfarrhause begrüßte Louise ihn mit ihrem holdseligsten Lächeln.

Er fand sie noch schöner als zuvor.

Auch sie verrieth durch ihre Blicke, daß Hammermeister, jetzt, wo er weit besser gekleidet vor ihr stand, den guten Eindruck, den er bei seinem ersten Besuche auf sie gemacht, in erhöhetem Grade wiederholte.

Einen mitleiderregenden, traurigen Gegensatz zu den rothen Wangen und munteren, lebenslustigen Augen Louisens und Hammermeister's gewährte der arme, junge Geistliche.

Wiewohl schon längst außer aller Gefahr, war er doch durch die böse Wunde, die das mörderische



Geschoß ihm zugefügt, so hinfällig geworden und so von Kräften gekommen, daß er immer noch zu keiner anderen Veränderung seiner körperlichen Situation fähig war, als aus dem Bett auf das Sopha und von letzterem wieder in ersteres.

Mit freundlichem, aber mattem Lächeln streckte er dem Freunde die abgemagerte, weiße Hand entgegen und hieß ihn herzlich willkommen.

Schmerzen hatte er, wie er erklärte, nicht mehr, wohl aber ward ihm das Sprechen immer noch ungemein schwer und er äußerte die Befürchtung, daß es ihm vielleicht erst in mehreren Monaten möglich sein werde, sein Amt vollständig wieder selbst zu verwalten, welches jetzt, was den Kirchendienst betraf, von einigen Geistlichen der Umgegend abwechselnd versehen ward.

Hammermeister erklärte nun, nachdem er sich von dem Befinden seines Freundes durch eignen Augenschein überzeugt, seinen Weg nach Grünheim über die Wiesen, an der alten Ruine vorbei, weiter fortsetzen zu wollen.

Wohl drangen Angermann und Louise mit inständigen Bitten in ihn, wenigstens heute dazubleiben, und letztere lieh ihren Worten durch ihre Blicke einen Nachdruck, welchem er beinahe nicht zu widerstehen vermocht hätte.



Eben hierin aber lag für ihn eine Mahnung, sich unerbittlich loszureißen.

Schon oft hatte er bereuet, seine gute, vertrauensvolle Charlotte durch die Schilderung, die er von Louisens Schönheit und Geistesgaben gemacht, beunruhigt zu haben.

Er wollte sich für die Rettung vom gänzlichen Untergange dankbar beweisen.

Diese Rettung hatte er, wie er wohl wußte, nur dem Umstande zu danken, daß er Charlottens Gatte und diese Mathildens Schwester war.

Wie konnte er seinen Dank daher besser beweisen, als wenn er der Versuchung widerstand, sein Herz einer Anderen zuzuwenden?

Deshalb nahm er bald, nachdem er das Mittagsmahl in dem stillen Pfarrhause getheilt, wieder Abschied, versprach aber baldmöglichst wieder zu kommen.

„Wenn Karl," sagte Louise, „soweit wieder hergestellt ist, daß er Gesellschaft empfangen kann, habe ich mir vorgenommen, ein kleines Genesungsfest zu veranstalten und Sie mit Gattin und Tochter, die ich beide ja noch gar nicht kenne, sowie Karl's Leidensgefährten, den alten Uhrmacher mit seiner Nichte und unsern alten bewährten Freund und Arzt Dr. Gernhard dazu einzuladen."

Hammermeister versprach, sich mit Weib und

Kind zu diesem frohen Feste einfinden zu wollen, und entfernte sich dann.

Die Sonne schien warm, ja sogar heiß, als er mit rüstigen Schritten den schönen Wiesenweg entlang wanderte, der von Bleichfurt nach Grünheim führte.

Auf der Hälfte dieses Weges lag, wie wir wissen, die alte Ruine, die der Schauplatz einer blutigen That gewesen.

Hammermeister konnte sich, als er unten am Fuße der Höhe vorüberkam, nicht enthalten, ein wenig vom Wege abzubiegen, um sich genau die Stelle anzusehen, wo der Mörder über die niedrige Umfassungsmauer der verfallenen Burg den steilen Abhang heruntergesprungen war.

Unten am Fuß dieser Stelle befand sich, wie schon früher erwähnt worden, ein kleines Gebüsch.

Hammermeister trat in dasselbe hinein, um die Höhe jenes waghalsigen Sprunges zu ermessen.

Während er sich noch im Stillen wunderte, wie Jemand einen solchen Sprung habe ausführen können, ohne dabei Hals und Beine zu brechen, und dann seine Blicke auf den Boden heftete, sah er in dem jungen, grünen Grase, welches hier durch die Zweige des Gebüsches hindurch von den Strahlen der Sonne getroffen ward, etwas blitzen, was wie Gold aussah.



Rasch die Zweige theilend, bückte er sich nach dem blitzenden Gegenstand und hob denselben auf.

Es war eine goldene Uhr mit kurzer Kette und Schlüssel.

Eine goldene Uhr findet man nicht alle Tage, ja, es soll sogar sehr viele Leute geben, die in ihrem ganzen Leben keine finden, und es ist daher nicht mehr wie billig, daß Der, welcher eines solchen Glücks theilhaftig wird, darüber in gebührendes Erstaunen geräth.

Hammermeister hatte aber hierzu weit mehr Grund, als jeder andere Finder gehabt haben würde.

Auf den ersten Blick nämlich, den er auf den goldnen Gegenstand, nachdem er denselben in den Händen hatte, warf, sah er nämlich nicht blos, daß es eine goldene Uhr war, sondern auch, daß diese früher ihm selbst gehört hatte.

Vor etwa drei Jahren hatte er, um sich und den Seinigen Brot schaffen zu können, sich genöthigt gesehen, dieses letzte werthvolle Stück — er hatte es von seinem Vater geerbt — zu verkaufen.

Wie kam es aber jetzt hierher?

Der Trödler, an den er die Uhr verkauft, hatte sie jedenfalls längst mit gutem Vortheil an Jemanden anders verhandelt, und dieser mußte sie hier verloren haben.

Wer aber war dieser Jemand?

War es jener unbekannte Attentäter, der sie bei seinem Sturze von der Höhe verloren?

Wenn aber dies der Fall war, warum war sie dann nicht schon längst gefunden worden?

Nicht blos Gerichtspersonen, sondern auch eine Menge Neugierige waren an den Tagen unmittelbar nach dem Vorfall hier an Ort und Stelle gewesen, um sich das Terrain der Frevelthat anzusehen.

Wenn die Uhr schon damals hier gelegen hatte, warum war sie dann so gänzlich unbemerkt geblieben?

Während Hammermeister diese Frage an sich that, fiel ihm jedoch auch zugleich ein, daß noch in der Nacht nach jenem Sonntage das schöne Wetter umgeschlagen und ziemlicher Frost mit heftigem Schneiwetter eingetreten war.

Letzteres hatte die Uhr, im Fall sie schon damals hier gelegen, unter einer weißen Decke begraben, die jetzt erst vor wenigen Tagen hinweggeschmolzen war.

Im Winter und bei ungünstigem Wetter ward übrigens dieser schmale Communicationsweg fast gar nicht begangen und Hammermeister war höchst wahrscheinlich seit vielen Tagen der erste Fußgänger, der ihn passirte.

Hierzu kam, daß, wie schon bemerkt worden,

das Gebüsch, in welchem die Uhr lag, sich nicht unmittelbar am Wege, sondern einige Schritt davon entfernt befand.

Aus allen diesen Gründen war es leicht erklärlich, wie die Uhr geraume Zeit hier gelegen haben konnte, ohne bemerkt worden zu sein.

Hammermeister war unschlüssig, ob er seinen Fund unverweilt bei dem Gericht zur Anzeige bringen sollte, als ihm plötzlich noch etwas einfiel.

Martin Schüßler hatte ja erzählt, daß der Unbekannte, der ihm nach dem Leben getrachtet, sich zunächst dadurch bei ihm eingeführt hatte, daß er ihn ersucht, sein zerbrochenes Uhrglas durch ein neues zu ersetzen.

Wenn dies an der jetzt aufgefundenen Uhr geschehen war, so hatte Schüßler sie ja schon in den Händen gehabt und mußte sie sofort wieder erkennen.

Hammermeister steckte deshalb seinen Fund ein und setzte seinen Weg nach Grünheim mit beschleunigten Schritten weiter fort.

Seine Vermuthung erwies sich als richtig.

Martin Schüßler erkannte in der Uhr auf den ersten Blick die, in welche er für den Fremden das neue Glas eingesetzt.

„Das ist eine wichtige Spur zur Entdeckung des Thäters, nicht wahr?“ sagte er. „Trotzdem, daß

heute Sonntag ist, werden Sie wohl unverweilt damit auf's Gericht gehen."

„Nein, das werde ich nicht," antwortete Hammermeister. „Vor allen Dingen werde ich schleunigst nach Waldenburg zurückkehren, um bei dem Mann, an welchen ich diese Uhr nothgedrungen verkauft, nähere Erkundigungen einzuziehen."

„Aber wird es nicht besser sein, wenn dies durch die Behörde geschieht?" fragte Schüßler.

„Nein, nein," entgegnete der Notar fast ungeduldig; „lassen Sie mich nur machen, alter Freund. Es ist mir, als flüsterte eine geheime Stimme mir zu, daß jener mörderische Anfall auf Sie von einer Person angestiftet worden, die wir um der Ehre unserer Familie willen nicht entlarven dürfen, und —"

„Wie? Sie meinen doch nicht etwa —"

Hammermeister ließ seinerseits den alten Uhrmacher ebenfalls nicht ausreden, sondern fiel ihm in's Wort, indem er sagte:

„Ich meine gar nichts, wenigstens jetzt nicht. Nur Geduld; es wird sich Alles aufklären."

Mit diesen Worten nahm Hammermeister unter dem Versprechen, bald wiederzukommen, Abschied und ging hinüber in den uns schon bekannten Gasthof, um hier einen Wagen zu miethen und so schnell als möglich nach Waldenburg zurückzukehren.

„Himmelkreuzdonnerwetter," sagte unser Freund, der gutmüthige Wirth, der aber das Fluchen nicht lassen konnte, „erst vor einer Stunde ist ein Fremder mit meiner Chaise fort. In zwei bis drei Stunden wird sie wieder da sein, aber so lange werden Sie nicht warten wollen, mein bester Herr."

„Oh ja, wenn ich nur darauf rechnen kann, dann sicher fortzukommen," entgegnete Hammermeister.

„Ei jawohl, das können Sie. Meine Schimmel rennen wie die Schockschwerenoth und sind vielleicht schon in anderthalb Stunden da."

„Gut, dann warte ich."

Es war jetzt schon Abends neun Uhr. Die Schimmel des Gastwirths trafen mit Wagen und Kutscher in der That, noch ehe zwei Stunden vergangen waren, wieder ein, konnten aber doch nicht so ohne Weiteres wieder eine neue Reise antreten.

Sie mußten vielmehr erst gefüttert werden; dem einen war überdies ein Eisen locker geworden, welches erst wieder befestigt werden mußte, und so ward es ziemlich ein Uhr, ehe Hammermeister aus dem stillen Städchen hinausrasselte.

Gegen sechs Uhr Morgens langte er in Waldenburg an und stieg schon in der Vorstadt aus, um

den Wagen sofort wieder nach Grünheim zurückkehren zu lassen.

Seine Ungeduld, sich näheren Aufschluß wegen der Uhr zu verschaffen, war so groß, daß er nicht erst nach Hause zu gehen beschloß.

Charlotte erwartete ihn ohnehin nicht so bald wieder zurück, und wenn er ein Stündchen in der Promenade hin- und herspazierte, so öffnete der Trödler mittlerweile sein Gewölbe.

Letzterer war nicht wenig erstaunt, Hammermeister zu so früher Stunde eintreten zu sehen.

Er wußte, daß sich derselbe seit einiger Zeit wieder in guten Verhältnissen befand und jetzt gewiß nicht in der Absicht kam, um aus Noth etwas zu „verkeilen."

Hammermeister sagte natürlich nichts davon, daß er die Uhr gefunden, sondern fragte:

„Haben Sie vielleicht noch die kleine goldene Uhr mit Kette, die Sie mir vor ein paar Jahren abkauften?".

„Nein, mein bester Herr Notar," antwortete der Trödler, „die habe ich nicht mehr. Sie hat lange dagehangen und viel Zinsen gefressen. Erst vor etwa sechs oder sieben Wochen gelang es mir, sie an den Mann zu bringen und meinem Schaden so

ziemlich wieder beizukommen. Sie möchten sie wohl gern wieder haben?"

„Allerdings," entgegnete Hammermeister. „Sie ist ein Erbstück und es wäre mir daher lieb, wenn ich sie wieder zurückkaufen könnte."

„Nun, das wird sich vielleicht thun lassen. Der Käufer ist, glaube ich, ein Bekannter von Ihnen, Herr Notar."

„Ein Bekannter von mir? Wie heißt er denn?"

„Julius Brander, der liederliche Brander, wie man ihn früher nannte."

Hammermeister hatte allerdings mit dem ersten Geliebten Mathildens keine nähere Bekanntschaft gehabt, war aber von dessen Herkunft und Verhältnissen genau unterrichtet und wußte, daß derselbe sich schon seit mehreren Jahren in der Welt herumtrieb.

„Julius Brander?" wiederholte er verwundert. „Ist der wieder hier?"

„Jawohl," entgegnete der Trödler. „Vor ungefähr neun oder zehn Wochen sah ich ihn wieder zum ersten Male hier vorbeigehen. Er sah fürchterlich schäbig und heruntergekommen aus. Einige Wochen darauf aber trat er plötzlich ganz fein und neugekleidet bei mir ein und fragte mich, ob ich nicht eine hübsche goldene Uhr zu verkaufen hätte.

Ich zeigte ihm die Ihrige, sie gefiel ihm und er bezahlte sie, ohne lange zu handeln."

„Fragten Sie ihn nicht, wo er das Geld her habe?"

„Das konnte ich doch nicht gut," antwortete der Trödler. „In meinem Geschäft kommen manchmal wunderliche Dinge vor. Man muß sehen und nicht sehen. Wenn ich allemal fragen wollte, woher die Leute das Geld oder die Sachen haben, so würde ich mir sehr oft selbst im Lichte stehen."

„Das ist wohl wahr."

„Ich gab ihm," fuhr der Trödler fort, „blos meine Freude zu erkennen, ihn wieder so bemittelt zu sehen. Er mochte ein wenig angerissen sein, denn er lachte und sagte, wenn ihm nicht eine alte Flamme die Tasche gefüllt hätte, so könnte er sich auch nicht so herausstaffiren."

Hammermeister hatte Mühe, sich den Eindruck, welche diese letzten Worte des Trödlers auf ihn machten, nicht merken zu lassen. Es gelang ihm indessen doch und er sagte:

„Wissen Sie vielleicht, wo er wohnt?"

„Nein, das weiß ich nicht," war die Antwort. „Ueberhaupt habe ich ihn seit jenem Tage, wo er mir die Uhr abkaufte, gar nicht wieder gesehen. Wenn ich mich recht entsinne, so äußerte er, er gedächte wieder auf Reisen zu gehen."

„So, so," sagte Hammermeister. „Wenn dies der Fall ist, so werde ich freilich meine Uhr wahrscheinlich nicht wieder zu sehen bekommen."

„Ja, das kann sein," stimmte der Trödler bei. „Wer weiß, welcher Vagabund sie jetzt schon in der Tasche hat."

Hammermeister fand es, um nicht noch mehr dergleichen mehr treffende als angenehme Bemerkungen anhören zu müssen, gerathen, dem Trödler guten Morgen zu wünschen und sich zu entfernen.

Sein Hülfsarbeiter und seine Schreiber, die zu ihrem Glück sich zur rechten frühen Zeit in dem Bureau eingefunden, welchem er zunächst seinen Besuch abstattete, waren nicht wenig erstaunt, ihren Prinzipal, den sie erst morgen zurückerwartet, schon heute wiederzusehen.

Nachdem er einige Worte mit ihnen gewechselt, verließ er sie wieder, um sich hinauf in seine Wohnung zu begeben.

Vierzehntes Kapitel.

Der Argwohn wird zur Gewißheit.

Als Hammermeister die Treppe hinaufging, begegnete ihm ein braunäugiges, niedliches, weibliches Wesen, welches mit einem „Guten Morgen, Herr Notar" an ihm vorüber- und die Treppe hinunterschlüpfte.

Er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um sich zu fragen, wer diese Person, die ihm sehr bekannt vorkam, gewesen sei.

Als er in sein Wohnzimmer trat, traf er hier Charlotte und Helene beim Morgenkaffee.

Beide waren ebenso überrascht als sein Bureaupersonal gewesen, ihn jetzt schon wiederzusehen.

Charlottens Freude hierüber war eine zwiefache.

Sie sah in der so unerwartet schnellen Zurückkunft ihres Gatten einen Beweis, erstens, daß Louisens Anziehungskraft diesmal keine besonders große gewesen sei, und zweitens, daß ihm ernstlich daran ge-

legen habe, recht bald wieder daheim bei seiner Familie und bei seinen Berufsgeschäften zu sein.

Er erzählte kurz, wie er Alles im Pfarrhause zu Bleichfurt und bei Schüßler in Grünheim gefunden.

„Ich freue mich," bemerkte Charlotte, „von Dir zu hören, daß wenigstens der gute alte Schüßler als völlig hergestellt betrachtet werden kann. Er befindet sich nun jedenfalls wohler als seine Miterbin."

„Als Mathilde?" fragte Hammermeister. „Was ist mit dieser?"

„Soeben," fuhr Charlotte fort, „war Minette hier. Sie muß Dir begegnet sein."

„Ach ja, ganz recht, das war sie. Ich konnte mich nicht sogleich auf den Namen dieser hübschen Persönlichkeit besinnen. Was wollte sie so früh bei Dir?"

„Sie kam, um mir zu sagen, daß Mathilde seit einiger Zeit sich sehr seltsam benimmt. Sie schläft oft die ganze Nacht nicht, sondern geht, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, in ihrem Zimmer auf und ab. Erst nach Tagesanbruch legt sie sich nieder und schläft gewöhnlich bis Mittag."

„Aha, und deshalb hat Minette wohl nur in diesen Frühstunden Zeit, ihre kleinen Plauderwege zu besorgen?"

Charlotte lächelte und sagte:

„Daß Ihr Männer doch immer glaubt, wir Frauen hätten nichts weiter im Sinne, als Plaudern und Schwatzen. Minette kam nicht hierher, um zu plaudern, sondern um mich wegen ihrer Herrin um Rath zu fragen."

„Und welchen Rath hast Du ihr gegeben?"

„Einen eigentlichen Rath konnte ich ihr nicht geben. Ich fragte sie blos, ob sie keine Vermuthung habe, was der Grund der Gemüthsunruhe sei, an welcher Mathilde offenbar leidet."

„Und was antwortete sie?"

„Sie sagte, sie könne nicht umhin, zu glauben, daß der Grund in einem geheimnißvollen, nächtlichen Besuch bestehe, den Mathilde gleich nach dem Tode ihres Gatten empfangen."

Charlotte erzählte hierauf, was Minette ihr hierüber mitgetheilt, und da diese die Wahrheit gesprochen und wir jenem nächtlichen Vorgang selbst mit beigewohnt, so brauchen wir die Erzählung der Zofe hier nicht zu wiederholen.

Hammermeister ward dadurch in seinem fast schon zur Gewißheit gewordenen Verdacht auf's Neue bestärkt.

Er äußerte jedoch hierüber nichts und erwähnte auch nichts von dem Fund der Uhr.

Die Indiscretion Minettens, welche ihrer Herrin doch so unverbrüchliche Verschwiegenheit gelobt, mahnte ihn, wie gefährlich es ist, Frauen zu Hüterinnen von Geheimnissen machen zu wollen.

Es vergingen nun mehrere Tage, während welchen er sich alle mögliche Mühe gab, Brander's Aufenthaltsort auszukundschaften.

Es gelang ihm dies jedoch nicht und er neigte sich daher der Meinung zu, daß der Gesuchte wirklich wieder, wie er zu dem Trödler gesagt, in die weite Welt gegangen sei.

Wir wissen jedoch, daß dies nicht der Fall war, sondern daß der Unglückliche vielmehr halb verlassen und todtkrank in einer Gaunerherberge der Vorstadt campirte.

Gleich nachdem es ihm gelungen, nach seinem verunglückten Attentate glücklich und ohne verfolgt worden zu sein, Waldenburg wieder zu erreichen, hatte er den schon beschriebenen, ihm von früher her bekannten Schlupfwinkel aufgesucht.

Das Erste, was er hier that, war, daß er an Mathilde schrieb.

Er meldete ihr, daß es ihm nicht gelungen sei, sie von ihrem lästigen Miterben zu befreien, und bat sie um Geldunterstützung.

Dabei sprach er zugleich die Absicht aus, sich

wieder in's Ausland zu begeben, sobald die Verletzung, die er bei dem Sturz von jener Höhe davongetragen, wieder geheilt sei.

Mathilde gewährte ihm die verlangte Unterstützung, ward aber von nun an durch die Befürchtung, daß ihr Anschlag doch noch an den Tag kommen könne, so gequält, daß sie sich vornahm, sobald sie ihr Erbtheil ausgezahlt erhalten hatte, Waldenburg zu verlassen und in einem fernen Lande die Ruhe und Sicherheit zu suchen, die ihr, wie sie fühlte, in der Heimath nicht wieder beschieden sein konnte.

Etwa vierzehn Tage nach dem letzten Besuche Hammermeister's in Bleichfurt und Grünheim erhob Mathilde bei dem Geschäftsnachfolger ihres verstorbenen Gatten ihr Erbtheil in der Weise, daß sie sich blos einige tausend Thaler baar auszahlen, die ganze übrige Summe aber bei einem Londoner Haus anlegen ließ, von welchem sie je nach Bedürfniß und Belieben in Zukunft ihre Fonds entnehmen könnte.

Schüßler ließ durch Hammermeister den Banquier ersuchen, seinen Antheil vorläufig noch zu verwalten, bis er weiter darüber disponiren würde.

Mathilde hatte nun mit Charlotte nur noch eine einzige Unterredung.

Sie machte ihr noch ein namhaftes Geldgeschenk

und sagte ihr dann Lebewohl, indem sie erwähnte, daß ihr Reiseziel zunächst Rom oder Neapel sein werde.

Am nächstfolgenden Tage reiste sie ab.

Die „verschwiegene“ Minette begleitete sie.

Es waren nach Mathildens Abreise vielleicht vierzehn Tage vergangen, als Hammermeister auf einem der Spaziergänge, die er des Abends allein in den die Stadt umgebenden Parkanlagen zu machen pflegte, mit Dr. Albert Kirchner zusammentraf.

Beide kannten einander als geborene Waldenburger schon längst.

Der Arzt war jedoch dem Notar während der Zeit, wo derselbe sich in ärmlichen Verhältnissen befand, geflissentlich ausgewichen. Jetzt aber, wo Hammermeister auf dem besten Wege war, Alles was er früher versäumt, wieder einzubringen, und wo er wieder fein und elegant einherging, suchte Kirchner sich ihm wieder zu nähern.

So umfangreich die Praxis des Letztern auch war, so war er dennoch immer bedacht, sich neue zahlungsfähige Kunden zu erwerben.

Als er daher jetzt Hammermeister erblickte, ging er sofort auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Guten Abend, Herr Notar. Gut, daß ich Sie treffe. Ich habe Ihnen etwas Interessantes mitzu-

theilen, doch müssen Sie mir vorher versprechen, die unverbrüchlichste Verschwiegenheit zu beobachten."

Hammermeister, dessen Neugier nicht wenig rege gemacht ward, gab das verlangte Versprechen und Dr. Kirchner fuhr mit einer Redseligkeit, die einer Minette würdig gewesen wäre, fort:

„Können Sie sich noch auf einen gewissen Julius Brander besinnen, welcher vor etwa zehn Jahren Ihrer Schwägerin, der jetzigen verwittweten Commerzienräthin Schüßler, den Hof machte?"

Hammermeister war nicht wenig überrascht, den Namen Brander nennen zu hören, einen Namen, der ihm mehrere Wochen lang fast Tag und Nacht nicht aus den Gedanken gekommen war.

„Ja wohl," antwortete er. „Dieser Persönlichkeit entsinne ich mich noch recht wohl. Neulich hörte ich, sie sei wieder hier gewesen, wahrscheinlich aber, ihrem Hange zum Umherschweifen folgend, auch schon wieder fort."

Dr. Kirchner lächelte und entgegnete:

„Da sind Sie nicht recht berichtet, mein bester Herr Notar. Julius Brander ist noch hier und wird wahrscheinlich die Stadt blos verlassen, um sein Plätzchen auf dem Friedhof einzunehmen."

„Wie? Was sagen Sie, Herr Doctor?" rief Hammermeister.

Er war nicht wenig erfreut, daß die Auskunft, die er schon so lange vergeblich gesucht, ihm nun so zu sagen von selbst in die Hände kam.

„Bitte, erzählen Sie," setzte er hinzu.

Dr. Kirchner ließ sich von Hammermeister nochmals das Versprechen strenger Verschwiegenheit geben, und erzählte dann, wie Brander ihn habe zu sich rufen lassen, wie gefährlich krank derselbe sei, wo er sich versteckt halte und welche räthselhafte Hindeutungen auf seine frühere Geliebte er habe fallen lassen.

„Und woran leidet er eigentlich?" fragte Hammermeister mit immer größerer Spannung.

„Er hat einen unglücklichen Sturz gethan, durch den er sich eine innerliche Verletzung zugezogen, die ihm unfehlbar binnen Kurzem das Leben kosten muß," antwortete der Arzt. „Uebrigens will er, wie ich beiläufig bemerke, bei jenem Sturze eine werthvolle goldene Uhr verloren haben, obschon dies vielleicht nur eine Lüge war, die den Zweck hatte, mein Mitleid noch mehr rege zu machen."

Nun wußte Hammermeister, was er wissen wollte.

Seine Ueberzeugung, daß Mathilde wirklich die Anstifterin jenes mörderischen Ueberfalls gewesen, stand in Folge der Mittheilungen, welche der Arzt ihm soeben gemacht, nun unerschütterlich fest.

Er glaubte sogar, von einer persönlichen Unterredung mit Julius Brander absehen zu können.

Eine solche würde ohnehin ihre Gefahren gehabt haben, und das, was er soeben gehört, lieferte in Verbindung mit den Indicien, die er bereits in den Händen hatte, einen so schlagenden Beweis, daß es der eignen Aussage des Missethäters nicht weiter bedurfte.

Nachdem er den Arzt wegen seiner menschenfreundlichen Handlungsweise gegen Brander belobt, wußte er sich unter irgend einem Vorwand von ihm loszumachen.

Der Vorfall auf der Burgruine war in Waldenburg gar nicht allgemein bekannt geworden und die Wenigen, die etwas davon erfahren, hatten ihn über andern, neueren und interessanteren Ereignissen längst vergessen.

Auch Dr. Kirchner dachte jetzt nicht mehr daran und es fiel ihm nicht ein, das, was Brander ihm gesagt, damit in Verbindung zu bringen.

Hammermeister hütete sich natürlich wohl, ihm die Wahrheit, die ihm nun seinerseits völlig klar war, zu enthüllen, denn er war fest entschlossen, um der Familienehre willen, von Mathildens verbrecherischem Beginnen so viel als möglich nichts zur Cognition der Behörde kommen zu lassen.

Zu Hause angelangt, setzte er jedoch Charlotte von Allem in Kenntniß. Er hielt dies für seine Pflicht, um ihr einen richtigen Einblick in den Charakter ihrer Schwester zu gewähren.

Dann schrieb er einen Brief an Martin Schüßler und unterrichtete diesen, ebenfalls unter dem Siegel der Verschwiegenheit, wer die Urheberin des nach seinem Haupte geführten mörderischen Streichs gewesen.

Einige Tage darauf erfolgte die Einladung zum Genesungsfest im Pfarrhause zu Bleichfurt, einem Fest, dessen Beginn wir bereits beigewohnt haben.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Schenkung.

Die im Pfarrhause zu Bleichfurt versammelte Gesellschaft bestand, wie der Leser sich erinnern wird, abgesehen von dem Wirth und der Wirthin, aus Martin Schüßler, dessen Nichte Justine, Heinrich Hammermeister, dessen Frau und der kleinen Helene, während Dr. Gernhardt's Ankunft noch zu erwarten stand.

Charlottens erwachende Eifersucht auf die verführerische Gattin des jungen Geistlichen war durch den Umstand, daß Hammermeister von seinem letzten Besuch in Bleichfurt so unerwartet schnell heimgekehrt war, in hohem Grade wieder beschwichtigt worden.

Die Blicke aber, welche jetzt beim heitern Mahl zwischen Beiden gewechselt wurden, verriethen gleichwohl, daß ein fortgesetztes Beisammensein von verderblichen Folgen begleitet sein könne.

Charlotte bezwang sich jedoch und bemühete

sich, in den allmälig zur Herrschaft gelangenden Ton mit einzustimmen.

Man hatte ungefähr eine Stunde bei Tische gesessen, als plötzlich ein lustiges Gewieher und Hufgetrappel sich hören ließ und gleich darauf der noch erwartete Gast auf seinem alten Schimmel um die Ecke herum an den Fenstern des Speisezimmers vorbeigetrabt kam.

Sein Eintritt ward mit lauter Freude begrüßt und brachte auch in der That ein so anregendes, lebenslustiges Element in die Gesellschaft, daß diese sich plötzlich nicht um ein, sondern um vier oder fünf Mitglieder vermehrt zu haben schien.

Nachdem die Unterhaltung etwa eine halbe Stunde ihren Fortgang gehabt und der Arzt die ersten Anforderungen seines Hungers und Dursts befriedigt hatte, wendete er sich plötzlich zu Martin Schüßler mit der Frage:

„Haben Sie schon losgeschossen, alter Freund?"

„Nein, noch nicht," antwortete der Gefragte; „ich wollte abwarten, bis Sie da wären, Doctor."

„Nun," fuhr der Arzt fort, „sitze ich vielleicht nicht da und lasse mir's gut schmecken? Heraus also mit der Sprache! Sie werden sehen, daß Sie dann noch einmal so fidel sind."

Die Gäste sahen einander an und wußten nicht,

wie sie die mystischen Worte des Arztes deuten sollten.

Martin Schüßler dagegen, dem Justine, während der Arzt sprach, fortwährend freundlich und ermunternd zunickte, erhob sich, wie um eine einstudirte Rede zu halten.

Er that dies auch wirklich, denn nachdem Alles still geworden war und während man ihn erwartungsvoll ansah, hob er an:

„Lieben Freunde! Sie wissen, daß mir durch den letzten Willen eines Bruders, der sich bei Lebzeiten fast nie um mich gekümmert, jetzt nach seinem Tode ein Vermögen zugefallen ist, mit welchem ich alter Mann nicht weiß, was ich anfangen soll. Es ist vorauszusehen, daß es, je länger ich lebe, immer mehr anwachsen wird, denn womit sollte ich auch nur die Zinsen eines so ungeheuern Kapitals verthun? Mein seliger Bruder hat in seinem Testament bestimmt, daß das Geld, wenn ich einmal sterbe, dann seiner Wittwe zufallen solle, wenn sie nämlich noch am Leben ist. Sie ist viel jünger als ich, kräftig und gesund, und es läßt sich daher erwarten, daß sie mich überlebt. Nun aber hat diese Frau, die ich leider meine Schwägerin nennen muß, auf eine Weise an mir gehandelt, die ich hier mit Stillschweigen übergehen will, welche aber in mir den sehr natür-

lichen Wunsch erweckt hat, es so einzurichten, daß das Geld einmal nach meinem Tode nicht in ihre Hände gelangt. Sie hat ohnehin auf ihren eigenen Antheil mehr bekommen, als sie braucht, und bedarf dieses kolossalen Zuwachses nicht. Muthwillig durchbringen kann ich das Geld nicht und es wäre auch Sünde. Deshalb aber bleibt mir weiter nichts übrig, als es zu verschenken und zwar an Leute, denen ich Dank schuldig und von welchen ich überzeugt bin, daß sie einen klugen und guten Gebrauch von einem Pfunde machen werden, mit welchem ich selbst doch auf keinen Fall zu wuchern verstünde. Ich habe mir die Sache reiflich überlegt, mich mit meiner Nichte und Freund Gernhardt hier wiederholt darüber berathen und beide billigen meinen Entschluß."

Martin Schüßler machte, als er in seiner wohlgesetzten Rede so weit gekommen war, nothgedrungen eine kleine Pause.

Die Kehle war ihm von dem ungewohnten anhaltenden Sprechen trocken geworden und er mußte sie erst durch einen tüchtigen Schluck Wein wieder anfeuchten, ehe er fortfahren konnte.

Kein Mensch unterbrach ihn, so begierig waren Alle, den Schluß der Rede zu hören.

Selbst Justine und der Arzt thaten es nicht, obschon diese beiden wußten, wie dieser Schluß lauten würde

Nachdem Martin Schüßler das Glas wieder auf den Tisch gestellt und sich durch ein wenig Husten und Räuspern die Stimmritze freigemacht, hob er wieder an:

„Wir armen Menschenkinder besitzen kein höheres, irdisches Gut als unser bischen Leben, und wer uns vor einem vorzeitigen Verlust desselben bewahrt, hat ganz gewiß Anspruch auf unsere größte Dankbarkeit. Sie alle wissen, meine Freunde, daß auch mein Leben von der Hand eines verruchten Bösewichts, dem ich nie etwas zu Leide gethan, bedroht ward, und unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht zwei heldenmüthige junge Männer mit eigner Lebensgefahr sich dazwischen geworfen und den Mörder in die Flucht geschlagen hätten. Diesen meinen Lebensrettern, meinen Freunden Angermann und Hammermeister, gebe ich hiermit den größten Beweis meines Danks, der in meinen Kräften steht, indem ich erkläre, daß ich mein ganzes Erbe zu gleichen Theilen an sie abtrete und es Ihnen feierlich überweise und schenke.“

Der Eindruck, den diese Erklärung auf Angermann und Hammermeister, so wie deren Frauen machte, war ein unbeschreiblicher.

Alle Vier sahen einander wechselweise und dann den Schenkgeber mit Mienen an, in deren Ausdruck

Bestürzung, Unglauben und Freude um die Herrschaft stritten.

Nur die kleine Helene behielt ihre Fassung vollkommen bei und rief mit kindlich naiver Freude:

„Ach, Papa! Ach, Mama! Das ist schön. Nun sind wir auf einmal reich, noch reicher als Tante Mathilde!“

Justine und Dr. Gernhardt sahen schmunzelnd vor sich hin und weideten sich an dem Schauspiel, welches sich ihnen darbot.

Angermann fand als Mann des Wortes zuerst die Sprache wieder und rief:

„Aber bester, alter Freund, Sie werden doch nicht —“

„Still, still!“ unterbrach ihn Martin Schüßler.

Zugleich hob er, wie um Schweigen zu gebieten, die rechte Hand empor und senkte sie dann in die innere Brusttasche seines Rocks, aus welcher er ein sauber zusammengefaltetes Papier hervorzog.

„Hier,“ fuhr er fort, „ist die Schenkungsurkunde in bester und gesetzlich gültiger Form ausgefertigt, wie Freund Hammermeister, als Jurist vom Fache, sich überzeugen wird.“

Indem Martin Schüßler diese letzten Worte sprach, schlug er den beschriebenen und besiegelten Stempelbogen auseinander und reichte ihn Hammer-

meister, der ihn mit zitternden Händen ergriff und zu lesen versuchte.

Die Buchstaben rannten aber vor seinen Blicken durcheinander wie ein geschreckter Ameisenhaufe.

„Ich kann jetzt nicht lesen," sagte er, indem er das Dokument an Schüßler zurückgab. „Ich zweifle aber nicht daran, daß Alles in Ordnung ist."

„Sie bekommen," fuhr Schüßler fort, indem er das Papier wieder in die Hand nahm und seine Augen auf eine besondere Stelle desselben heftete, „Jeder die runde Summe von einhundert und fünfzigtausend Thalern, machen sich aber verbindlich, davon so viel als unkündbares Kapital anzulegen, als nöthig ist, um mir eine jährliche Rente von zweitausend Thalern zu gewähren, die nach meinem Tode, wenn Justine noch leben sollte, auf diese übergeht. Mit einem solchen Jahrgeld können wir das Leben noch so genießen, wie wir es in unsern Jahren noch fähig sind, und brauchen dabei nicht die Bürde eines Reichthums zu tragen, welche jüngere Schultern erfordert. So, nun habe ich gesprochen."

Mit diesen Worten nahm Martin Schüßler wieder auf seinem Stuhle Platz und sah Dr. Gern=

hardt mit einem Blick an, als wollte er ihn fragen, ob er seine Sache gut gemacht habe.

Der Arzt nickte ihm beifällig zu und Justine rief:

„Nicht wahr, Onkel, so ist es am besten? Nun können wir doch wieder froh und ohne Sorgen leben.“

Hammermeister und vorzüglich Angermann boten ihre ganze Ueberredungsgabe auf, um Martin Schüßler zur Zurücknahme seines Geschenks zu bewegen.

Er blieb jedoch unerschütterlich und erklärte, daß er es geradezu als eine Ungefälligkeit und Lieblosigkeit betrachten würde, wenn man ihm nicht seinen Willen thäte.

Der junge Prediger hätte vielleicht seinen Versuch, Schüßlers Entschluß rückgängig zu machen, noch mehrmals wiederholt, wenn nicht Louise es gerathen gefunden hätte, in geeigneter Weise zu interveniren.

Die Erfahrung lehrt, daß die Frauen, selbst solche, die einer romantischen Denkungsart huldigen, in Bezug auf irdischen Besitz sehr nüchterne und praktische Ansichten haben.

So ermaß auch die blonde, schwärmerische Louise sofort den ungeheuren Vortheil, der ihnen durch einen so bedeutenden Reichthum erwachsen würde, und war



schnell entschlossen, denselben nicht durch die uneigennützigen Protestationen ihres Gatten gefährden zu lassen.

Sie nahm daher, sobald es thunlich war, Angermann bei Seite und sagte zu ihm:

„Ich bitte Dich, Karl, sträube Dich doch nicht so gegen das Glück, welches der Himmel uns einmal beschieden. Bedenke, daß die Folgen Deiner Verwundung Dich wahrscheinlich für immer unfähig machen werden, Dein Amt wieder zu übernehmen. Im Besitz des Geschenks, welches unser edler Freund uns macht, hast Du es auch nicht nöthig, sondern kannst ruhig wissenschaftlichen Studien leben, oder auch, wenn Du sonst willst, in einem südlichen Klima vollständige Genesung suchen.“

Angermann mußte die Richtigkeit dessen, was Louise sagte, anerkennen und ergab sich darein, die goldene Fluth über sich ergehen zu lassen.

Hammermeister bedurfte einer solchen Zusprache nicht. Seine Protestationen gegen das ihm zugedachte Geschenk geschahen mehr pro forma und waren durchaus nicht ernst gemeint.

Charlotte aber hätte es weit lieber gesehen, wenn dieses unerwartete sogenannte Glück ihr und ihrem Gatten nicht zugefallen wäre.

Hammermeister war jetzt auf dem besten Wege gewesen, sich und den Seinigen durch Fleiß, Ord-

nungsliebe und umsichtige Thätigkeit eine behagliche, sorgenfreie Existenz zu sichern.

Nun aber, wo er auf einmal in den Besitz eines so bedeutenden Reichthums gelangte, sah Charlotte voraus, daß er bei seinem Leichtsinn dadurch wieder auf Abwege geführt werden würde, die in ihren Folgen für ihn und die Seinigen vielleicht noch viel unheilvoller und verderblicher wären, als die früheren.

Sie enthielt sich jedoch im Gegensatz zu Louise, abmahnende Worte an ihren Gatten zu richten. Sie wußte, daß es ihr nichts helfen würde, und sie machte sich schon im Voraus mit den schwarzen Visionen vertraut, die in ihrem ahnungsvollen Gemüth bereits aufzusteigen begannen.

„Na, der Geldpunkt ist wohl vorläufig in Ordnung gebracht?“ sagte Dr. Gernhardt, nachdem die Wogen des Erstaunens und der Ueberraschung sich geebnet hatten und eine ruhigere Stimmung eingetreten war. „Der Geldpunkt ist geordnet, Freund Schüßler; theilen Sie nun aber auch diesen Herrschaften mit, welche Pläne Sie und Ihre Nichte außerdem noch im Schilde führen.“

„Diese Pläne,“ entgegnete der alte Uhrmacher, „sind sehr einfach. In Grünheim habe ich mit Justine nun lange genug gelebt, und da das Schicksal

einmal gewollt hat, daß wir noch auf unsere alten Tage Gelegenheit erhalten sollen, das Leben auch noch ein Bischen von einer andern Seite kennen zu lernen, so gedenken wir künftig unsern Wohnsitz in Waldenburg zu nehmen und uns dort die Zeit mit ein wenig mehr Abwechselung zu vertreiben, als es uns in dem kleinen Städtchen möglich sein würde, welches ich in Bezug auf seine Zeitrechnung ohnehin den Händen meines Nachfolgers überantworten muß."

„Das ist recht!" sagte Hammermeister. „Kommen Sie zu uns. Ich werde mir es zum Vergnügen machen, Ihnen so lange als Cicerone zu dienen, bis Sie sich allein zurechtfinden gelernt haben."

Justine hatte mittlerweile schon ein Gespräch mit Charlotte angeknüpft.

Der Gegenstand desselben war natürlich die Frage, wie sie sich in Bezug auf ihre Häuslichkeit mit ihrem Onkel in der großen Stadt einzurichten haben würde.

Eine so routinirte Wirthschafterin sie auch zeither in ihrem enggezogenen Kreise gewesen, so fühlte sie sich doch von einem leicht erklärlichen Mangel an Selbstvertrauen beschlichen, wenn es galt, in eine unbekannte, größere Sphäre einzutreten.

Charlotte beruhigte sie jedoch und versprach, ihr treulich mit Rath und That beizustehen.

Sechszehntes Kapitel.

Wieder in der Stephansgasse.

Während so in Bleichfurt anscheinend glückliche Menschen beisammen saßen und Pläne für eine Zukunft entwarfen, die sich freilich ganz anders gestalten sollte, als die meisten der betreffenden Personen voraussetzten, krümmte der Unglückliche, welcher eine so wesentliche Rolle bei Herbeiführung dieser Zustände gespielt, sich auf seinem Schmerzenslager.

Die aufmerksame Hülfe und Pflege, welche Doctor Kirchner dem beklagenswerthen Julius Brander gewidmet, war gleichwohl nicht im Stande, eine nachhaltige bessernde Wirkung auf den Zustand des Kranken zu äußern. Vorübergehende Milderung der grausamen Schmerzen, welche er duldete, war das Einzige, was selbst die größte ärztliche Kunst hier zu leisten vermocht hätte.

Von einer vollständigen Hebung des Uebels und

Wiederherstellung des Patienten konnte durchaus keine Rede sein.

Selbst die gefährlichst Kranken sind aber mit wenigen Ausnahmen fast stets geneigt, sich über ihren Zustand zu täuschen.

Es kommt sogar nicht selten der Fall vor, daß ein solcher Kranker gerade dann, wo sich die unzweideutigen Vorboten des Todes einstellen, neue Lebenshoffnung schöpft und sich einem Dasein wiedergegeben glaubt, welches gleichwohl seinem Abschlusse mit immer rascheren Schritten entgegengeht.

So war es auch hier.

Julius Brander entwarf trotzdem, daß die Folterqualen, die er erduldete, seine Kräfte immer mehr erschöpften, Pläne, deren Verwirklichung für einen Menschen, der, wie er, bereits mit einem Fuße im Grabe stand, total unmöglich war.

Doctor Kirchner widmete ihm nicht blos, wie schon bemerkt worden, unausgesetzten ärztlichen Beistand, sondern unterstützte ihn auch in anderer Beziehung.

Namentlich traf er mit der alten Wirthin der Gaunerherberge, welche Brander nicht wieder lebend verlassen sollte, ein Abkommen, welchem zufolge der Kranke Alles bekam, was ihm seine letzten Kämpfe

erleichtern und die wenigen Genüsse, zu welchen er noch fähig war, gewähren konnte.

„Albert,“ sagte der Kranke an jenem Abend, als sein Arzt und Jugendfreund im Begriff stand, sich wieder zu entfernen, „wie lange glaubst Du wohl, daß ich noch in dieser verwünschten Spelunke campiren muß?“

„Das wird nicht lange mehr dauern,“ entgegnete Kirchner zweideutig.

Der Kranke schien aus dem Tone, mit welchem der Arzt dies unwillkürlich sagte, Verdacht zu schöpfen.

Er faßte Kirchner scharf in's Auge und da dieser, um diesem forschenden Blick auszuweichen, seine Uhr zog, als ob er nach der Zeit sehen wollte, so hob er wieder an:

„Höre, Albert, ich bitte Dich, schenke mir reinen Wein ein. Es ist mir zwar noch immer hundeschlecht, aber doch, namentlich seit heute Nachmittag, viel besser, als zeither. Sage mir rund heraus: Werde ich wieder gesund oder nicht?“

Kirchner überlegte rasch, ob es nicht am besten sei, der Selbsttäuschung, in welcher der Kranke befangen war, für immer ein Ende zu machen. Er kam auch zu der Ueberzeugung, daß dies das Räthlichste sei, beschloß aber, seinem ehemaligen Jugend-

freund die traurige Gewißheit seines baldigen Endes in möglichst schonender Form mitzutheilen.

„Du mußt Dich auf Alles gefaßt machen, lieber Brander,“ sagte er. „Hättest Du nach Deinem Unfall nicht so lange gewartet, sondern mich oder einen andern Arzt eher herbeirufen lassen, so wäre vielleicht eine Rettung möglich gewesen, die nun, wenn sie doch erfolgte, ein halbes Wunder genannt werden müßte.

Brander sah den Arzt einige Secunden lang mit finsterm Blick an.

Die Gewißheit eines nahe bevorstehenden Todes macht den Menschen rücksichtslos und Branders Gemüth gehörte ohnehin nicht zu denen, in welchem das Dankgefühl eine vorherrschende Rolle spielt.

„So!“ sagte er nach einer Weile, „das heißt also, daß ich so ziemlich auf dem letzten Loche pfeife. Ja, ja, so machen es die Aerzte. Wenn sie nicht helfen können, so sagen sie, der Patient sei zu spät gekommen.“

Kirchner fand es nicht gerathen, durch eine Rechtfertigung seiner Erklärung und Behandlungsweise den Kranken noch mehr zu reizen, und sagte daher nichts.

„Von Dir,“ fuhr Brander fort, „hätte ich in Deiner Eigenschaft als Arzt etwas ganz Besonderes

erwartet. Du hast Bücher und Abhandlungen geschrieben, worin Du Deine Collegen sammt und sonders zur Bank hauest und dem Publikum beweisest, daß sie alle dumme Teufel sind, die von der richtigen, wahren und naturgemäßen Heilkunde nichts verstehen. Gleichwohl —"

Der Kranke ward hier durch einen krampfhaften Hustenanfall am Weitersprechen verhindert.

Er hatte mit seinen Worten Kirchner's verwundbarste Stelle berührt, denn dieser ging in der That, wie wir schon bei einer früheren Gelegenheit erwähnt haben, in seinem ärztlichen Dünkel wirklich so weit, daß er alle andern Jünger und Priester der Heilkunde als Ignoranten und Pfuscher, sich selbst aber als die Achse betrachtete, um welche die Wissenschaft der Medizin sich in Gegenwart und Zukunft drehe oder wenigstens drehen sollte.

Dennoch war der Mensch in ihm immer noch mächtiger als der Arzt, und so unangenehm es ihm auch war, von einem Manne, dem er so uneigennützig die bestmöglichen Dienste geleistet, sich in so verletzender Weise kritisirt zu hören, so war es doch vorzugsweise nicht beleidigter Dünkel, sondern aufrichtiges Mitleid, was ihn bewog, zu sagen:

„Schone Dich doch, Brander! Deine Lunge verträgt dieses anhaltende Sprechen nicht. Vielleicht

wirst Du doch wieder gesund und dann hast Du immer noch Zeit, mir den Text zu lesen."

„Da hast Du Recht, Albert," sagte Brander leise und, trotz seinem rohen Gemüth, mit einem gewissen Grad von Beschämung. „Glaubst Du, daß es einmal plötzlich mit mir alle wird?"

„Nein, das wird, glaube ich, nicht der Fall sein. Auch wenn Du nicht wieder aufkommen solltest, so würden bis zur völligen Erschöpfung der Lebenskräfte einer von Haus aus so kräftigen Constitution, wie die Deinige ist, immer noch mehrere Wochen vergehen müssen."

„Nun, dann ist's gut," bemerkte der Kranke. „Ich habe nämlich noch etwas auf dem Herzen, was ich Dir anvertrauen möchte, gleichwohl aber möchte ich damit auch so lange als möglich warten."

„Wenn es etwas Wichtiges ist, was Du mir mittheilen willst, so möchte ich Dir rathen, damit nicht zu zögern."

„Warum?"

„Der Grund liegt sehr nahe. Allerdings glaube ich, wie ich eben sagte, daß Du selbst im schlimmsten Falle noch mehrere Wochen leben wirst, aber es kann auch der unerwartete Fall eintreten, daß —"

„Daß ich eher um die Ecke gehe, als Du jetzt denkst," ergänzte Brander, als der Arzt stockte.

„Sehr richtig, wenn Du es so nennen willst," stimmte Doctor Kirchner bei.

„Na, morgen lebe ich doch wohl auf alle Fälle noch und da sollst Du erfahren, um was es sich handelt. Für jetzt nur soviel, daß dabei eine schöne junge Dame im Spiel ist."

„Eine schöne junge Dame?" wiederholte Kirchner mit erneueten Interesse aufhorchend.

Brander betrachtete den Arzt mit einem widerwärtig lauernden Blick und sagte:

„Ja, lieber Albert, eine schöne junge Dame. Wünschest Du nun, daß ich mich sofort näher erkläre?"

„Allerdings wäre ich sehr begierig, zu hören —" begann Kirchner, indem er Miene machte, wieder auf dem hölzernen Stuhle Platz zu nehmen, der neben dem Bett des Kranken stand.

„Ja, ja," unterbrach Julius Brander den Arzt, „das glaube ich, denn ich weiß, daß Du kein Kostverächter bist, aber," setzte er mit einem gewissen schadenfrohen Ausdruck in seiner Miene hinzu, „es thut mir leid, heute Deine Neugier nicht befriedigen zu können. Du hast mir selbst gesagt, daß ich meine Lunge sorgfältig schonen soll, und in der That habe ich schon so viel gesprochen, daß mir das Schweigen ein wahrer Genuß sein wird."

Kirchner fiel es natürlich nicht ein, seinen Patienten jetzt zu weitern Mittheilungen zu veranlassen, und er entfernte sich daher, nachdem er versprochen, den nächstfolgenden Vormittag wiederzukommen.

Aus der Beschreibung, welche wir in einem früheren Kapitel von dem Zimmer gegeben, in welchem der kranke Verbrecher eine schützende Zuflucht gefunden, wird dem Leser noch innerlich sein, daß dieses Zimmer sich eigentlich zur Hälfte in einem Seitengebäude des Nachbarhauses befand, welches, eben so wie alle andern Häuser der verrufenen Stephansgasse, von seinem Besitzer als Herberge zweifelhafter oder verfolgter Existenzen ausgebeutet ward.

Die beiden Hälften standen durch eine Thür mit einander in Verbindung, und kaum hatte Doctor Kirchner sich entfernt, so öffnete sich dieselbe und es trat eine Person ein, die wir seit einiger Zeit fast ganz aus den Augen verloren haben.

Es war, wie der Leser erräth, Laura, die, wie es schien, unfreiwillige Geliebte des Mannes, der jetzt, hülflos und unaufhaltsam seinem Ende entgegengehend, dalag.

„Hast Du gehört, was ich mit Kirchner sprach?“ fragte Brander, indem er einen forschenden Blick auf das schöne Antlitz der Eintretenden warf.

„Nein," antwortete diese. „Du weißt, daß diese Thür viel zu dicht schließt, als daß man in dem einen Raume hören könnte, was in dem andern gesprochen wird, besonders wenn es in so leisem Tone geschieht, wie der ist, in welchem Du Dich mit Deinem Arzt zu unterreden pflegst."

„Ja, ja, der Zweck, zu welchem man diese Hundelöcher erbaut und eingerichtet hat, macht dies auch nothwendig," sagte der Kranke, indem er seinen Blick mit mürrischem Ausdruck in dem armseligen Gemach umherschweifen ließ.

„Und was meinte der Arzt zu Deinem heutigen Befinden?" fragte Laura, indem sie sich dem Bett des Kranken näherte und die bleichen, schlaffen Züge desselben mit einem Blick betrachtete, in welchem Liebe, Mitleid und Abscheu sich auf seltsame Weise mischten.

Brander schwieg eine Weile, indem er Laura mit seinen unheimlich glänzenden, großen, schwarzen Augen unverwandt ansah.

Dann sagte er:

„Es geht zu Ende, Laura."

„Wie? Was sagst Du?"

„Ja, es geht zu Ende, sage ich Dir."

„Aber Du fühltest Dich doch heute weit wohler als seit langer Zeit?"

„Das ist schon wahr, aber Freund Kirchner gab mir zu verstehen, daß es mit mir nächstens zum Abschnappen kommen wird."

„Du hast ja aber zu diesem wie zu allen andern Aerzten so wenig Zutrauen. Wie kommt es dann, daß Du das, was er heute gesagt hat, für so unbedingt wahr hältst?"

„Gesund machen können diese Kerle ihren Patienten freilich nur in seltenen Fällen; wenn aber der Tod die Kralle nach ihnen ausstreckt, das wissen sie so ziemlich genau."

Laura sank auf den Stuhl nieder, auf welchem zuletzt der Arzt gesessen, hielt sich die Hände vor das Gesicht und die zuckende Bewegung ihrer Schultern verrieth, daß sie weinte.

„Na, tröste Dich nur," hob Brander nach einer Weile wieder an. „Du wirst mich nicht schwer vermissen und wer weiß, ob nicht mein Jugendfreund selbst —"

Laura nahm die Hände vom Gesicht hinweg und sah durch ihre Thränen hindurch den Kranken mit einem so strengen, strafenden Blick an, daß er betroffen schwieg, um bald darauf in einen unruhigen, von quälenden Visionen unterbrochenen Schlummer zu sinken.

Siebzehntes Kapitel.

Ein wohlthätiger Tod.

Am nächstfolgenden Tage hatte Doctor Kirchner ganz außergewöhnlich viel zu thun.

Seine Praxis war, wie wir wissen, fortwährend eine sehr starke und die Zahl der Consultationen, die er in seinen Sprechstunden zu Hause ertheilte, war ebenso wie die der Besuche, die er bei seinen übrigen Patienten zu machen hatte, so groß, daß Mancher sich wunderte, woher er die Zeit zum Essen und Schlafen nahm, denn von regelmäßigen Erholungsstunden, die doch dem Vielbeschäftigten am nöthigsten sind, war bei ihm fast gar keine Rede.

Dennoch wußte er es möglich zu machen, nicht blos diesen unabweisbaren Forderungen der Natur Rechnung zu tragen, sondern auch dann und wann einen Aufsatz in einer populären Zeitschrift loszulassen, welcher geeignet war, ihn auch bei dem auswärtigen Publikum immer in frischem Andenken zu erhalten.

Diesen nächsten Zweck erreichte er dadurch nicht nur vollständig, sondern erzielte auch unter einem Theil der nicht allzu weit von Waldenburg wohnhaften leidenden Menschheit eine Bewegung, bei welcher sein Renommée sich eben so wohl befand, wie sein Geldbeutel.

Er wählte nämlich zum Thema der von ihm veröffentlichten Mittheilungen aus dem Gebiet der Gesundheits- oder Krankheitslehre allemal irgend ein weitverbreitetes oder häufig vorkommendes Körperübel und führte in Bezug auf dasselbe den Beweis, daß alle Behandlungs- und Heilmethoden, welche man bis jetzt dagegen in Anwendung gebracht, widersinnig, lächerlich, dumm und abgeschmackt seien.

Natürlich glaubte Jeder, der diese mit auf das große, dickhäutige Publikum berechneten Kraftausdrücken wohlgespickten Abhandlungen las, daß ein Arzt, der seine Collegen so zu coramiren verstehe, es auch besser zu machen wisse.

Davon war in diesen Aufsätzen allerdings nichts gesagt, aber es verstand sich gewissermaßen von selbst. Wenigstens glaubte man das.

Die Folge war, daß fast regelmäßig nach einer derartigen Veröffentlichung eine Menge Leidende nach Waldenburg kamen, die mit dem Uebel, welches den speciellen Gegenstand des letzten Aufsatzes bildete,

behaftet waren und nun, nachdem sie viele andere Aerzte vergebens zu Rathe gezogen, Hülfe und Erlösung bei Dem suchten, welcher nach der Sprache, die er führte, zu urtheilen, größer und klüger sein mußte, als alle andern.

Freilich sahen die armen Kranken, daß ebenso, wie die gewöhnlichen Priester der Heilkunde, auch der unfehlbare Papst derselben in den meisten Fällen von dem Uebel nicht zu absolviren vermochte.

Aber was thut das?

Bei Einigen schlug das ihnen von Doctor Kirchner verordnete Mittel wirklich an und diese hatten dann nichts eiliger zu thun, als seinen Ruhm mit vollen Backen auszuposaunen, während diejenigen, welche, ohne Hülfe gefunden zu haben, wieder gehen mußten, dies nicht thun konnten, ohne wenigstens den großen Mann für seine Bemühung honorirt zu haben.

Daß man einen Arzt von solchem Rufe nur mit Gold honorirt, versteht sich von selbst, und es war daher für Doctor Kirchner dann weiter kein Kunststück, sich ein Werthpapier nach dem andern zu kaufen und so seinen Reichthum sich mehren zu sehen.

Der letzte Aufsatz, welchen er veröffentlicht, hatte der Bleichsucht gegolten.

Diese ist bekanntlich ein Uebel, welches unter

den jungen Damen der wohlhabenderen und sogenannten besseren Stände sehr bedeutend grassirt.

Es waren daher nach Ausgabe und Versendung der betreffenden Zeitschriftnummer nur wenige Tage verflossen, so sah man von allen vier Himmelsgegenden her ganze Schaaren blasser interessanter Pilgerinnen nach dem vermeinten Mekka der Gesundheit ziehen, um sich von dem medicinischen Muhamed für schweres Geld frische Rosen auf die blaßgelben Wangen zaubern zu lassen.

Auch heute war der Andrang dieser interessanten Patientinnen ein so bedeutender, daß Doctor Kirchner, nachdem er eine Anzahl derselben expedirt, die übrigen bitten mußte, Nachmittags wieder zu kommen und ihm Zeit zu lassen, erst seine Stadtbesuche zu machen.

Der in der Stephansgasse war natürlich der letzte, nicht blos, weil er nichts einbrachte, sondern auch, weil Julius Brander doch so wie so ein verlorner Mann und sein Abscheiden von dieser Welt nur noch eine Frage der Zeit war.

Als der Arzt an die kleine Treppe gelangte, welche nach der Thür des Zimmers oder vielmehr Versteckes führte, welches Julius Brander nun schon seit so geraumer Zeit bewohnte, fand er zu seiner

Ueberraschung, daß diese sonst sehr dunkle Treppe jetzt verhältnißmäßig hell war.

Dieser Mangel des sonst hier herrschenden Dunkels konnte, wie der Arzt vermuthete, nur darin seinen Grund haben, daß die Thür des Zimmers, die sonst immer so wohl verschlossen gewesen, jetzt offen stand.

Dies war auch wirklich der Fall.

Aber nicht blos die Thür stand offen, sondern die scharfe Zugluft, von welcher Kirchner, nachdem er einige Stufen hinaufgestiegen, berührt ward, verrieth ihm, daß auch das Fenster geöffnet sei.

Natürlich wußte er sofort, was diesen ungehinderten Zutritt der frischen Luft in diesem Raum wünschenswerth gemacht hatte.

Julius Brander war todt.

Das Ende eines verfehlten Lebens war doch noch eher eingetreten, als der Arzt geglaubt und der Leidende selbst gefürchtet hatte.

Er lag noch so da, wie da ihn am frühen Morgen dieses Tages der Todesengel abgerufen.

Sein Aussehen hatte sich gegen gestern nicht wesentlich verändert.

Blos die schwarzen, unheimlich funkelnden Augen, die gestern noch so wild und keck geblickt, waren jetzt für immer geschlossen.

Das Gesicht selbst mit seinen eingefallenen Wangen, seiner pergamentartigen Stirn und der scharfkantig hervortretenden Nase hatte in der letzten Zeit schon so sehr dem einer Leiche geglichen, daß der durch den Tod bewirkte Uebergang vom Schein zur Wirklichkeit für den Beschauer von gestern und heute nichts Auffallendes hatte.

Aerzte, die ja an den Anblick von Patienten, die ihnen der Tod entrissen, in weit höherem Grade gewöhnt sind, als der leidenden Menschheit und den Aerzten selbst lieb sein kann, pflegen durch den Anblick eines neuen Belegs zu der Unzuverlässigkeit ihrer Kunst nicht sonderlich erschüttert zu werden.

Auch Doctor Kirchner würde daher jetzt nur einen kurzen, flüchtigen Blick auf den nun aller Furcht vor der weltlichen Gerechtigkeit entrückten Verbrecher geworfen haben, auch wenn für ihn keine Veranlassung dagewesen wäre, seine Aufmerksamkeit einem Gegenstande zuzuwenden, der in der Fülle des Lebens und der Schönheit strahlend, zu dem abstoßenden Bilde des Todes einen Gegensatz bildete, wie die Phantasie ihn sich kaum fesselnder denken konnte.

Neben dem Bett saß Laura. Wir kennen ihre imposante Erscheinung; wir wissen, welchen Eindruck dieselbe auf jedes für die Menschennatur in ihrer

schönsten und edelsten Form empfängliche Gemüth machen mußte.

Wir brauchen deshalb das, was wir über ihre äußere Erscheinung schon früher gesagt, hier nicht zu wiederholen.

Bei dem Eintritt des Arztes erhob sie sich und setzte, nachdem sie seinen Gruß erwidert, hinzu:

„Ihr Patient ist todt, Herr Doctor. Heute früh gegen sieben Uhr habe ich ihm die Augen zugedrückt.“

Eine einzige große Thräne rollte bei diesen letzten Worten über die feingeformten Wangen der Sprechenden herab.

Man sah ihr an, daß während der stundenlangen Wacht, die sie bei dem Sterbenden und nun Todten gehalten, der Thränenquell sich nahezu erschöpft hatte.

Kirchner errieth natürlich sofort, daß er hier die junge Dame vor sich hatte, von welcher Brander ihm erst gestern gesagt, daß er ihm in Bezug auf sie etwas anzuvertrauen habe.

Nun mußte er die Hoffnung, dies auf dem eben gedachten Wege zu erfahren, allerdings aufgeben; gleichwohl aber ließ sich vermuthen, daß ihm diese Mittheilung nun, wenn auch in anderer Form, durch die junge Dame selbst werden würde, denn sie hatte offenbar auf ihn gewartet.

Er ersuchte sie mit freundlichen, höflichen Worten, wieder Platz zu nehmen, indem er zugleich für sich selbst einen alten durchlöcherten Strohstuhl herbeitrug, der bis jetzt in einer dunkeln Ecke des Zimmers gestanden.

Er kannte die abenteuerliche und zuletzt verbrecherische Laufbahn des Verstorbenen und man konnte es ihm deshalb nicht verargen, wenn er, des alten Spruches: „Similis simili gaudet“ eingedenk, in einer Person, die offenbar zu dem Verstorbenen in naher Beziehung gestanden, wenn nicht auch eine Verbrecherin, doch wenigstens eine Abenteurerin vermuthete.

Gleichzeitig aber fiel ihm auch jener anderweite lateinische Spruch: „Quisque praesumit urbonus, donec probetur contrarium,“ ein, und er nahm sich als Weltmann und Menschenkenner vor, mit seinem Urtheil über die Persönlichkeit, die ihm hier in so überraschender Weise entgegentrat, vor der Hand zurückzuhalten.

Laura folgte der Aufforderung des Arztes und hob, nachdem dieser selbst Platz genommen, wieder an:

„Ich weiß nicht, ob mein verstorbener Freund hier Ihnen vielleicht schon von mir gesagt hat.“

Kirchner entgegnete hierauf, daß Julius Brander ihm erst gestern gesagt, er wünsche ihm noch etwas

anzuvertrauen, wobei eine junge Dame mit im Spiele sei.

„Er fühlte sich jedoch," setzte der Arzt hinzu, „da wir schon eine längere Weile mit einander gesprochen, sehr schwach und angegriffen und verschob deshalb diese von ihm beabsichtigte Mittheilung auf heute."

„Und nun," fiel Laura ihm in's Wort, „ist der Tod eher dazwischen getreten, als wir Alle dachten."

„So ist es," fuhr der Arzt fort, „und wenn Sie, mein Fräulein, vielleicht selbst nicht im Stande oder gesonnen sind, mir diese Mittheilung zu machen, so wird dieselbe wohl für mich verloren sein."

„Nein, das wird nicht geschehen, Herr Doctor," sagte Laura. „Das, was Julius mir wiederholt von Ihnen, seinem ehemaligen Schulgenossen und Jugendfreund, gesagt, flößt mir ebenso wie das, was Sie in dieser letztern Zeit auf so uneigennützige und aufopfernde Weise für den Unglücklichen gethan, unbedingtes Vertrauen zu Ihnen ein."

Kirchner verneigte sich stumm, sagte aber nichts, um das, was er zu hören so begierig war, nicht durch überflüssige Bemerkungen zu verzögern.

Laura fuhr fort:

„Um Ihnen, Herr Doctor, einen richtigen Einblick in das Verhältniß zu geben, in welchem ich zu

diesem Manne, der nun vor Gott steht, gestanden, wird es am besten sein, wenn ich Ihnen mit kurzen Worten meine ganze Lebensgeschichte erzähle."

„Es wird mir sehr interessant sein, dieselbe zu vernehmen," bemerkte der Arzt, der, so festgepanzert er sich auch gegen weiblichen Liebreiz geglaubt, sich doch jetzt gestehen mußte, daß ihm dieser hier mit einer Zaubermacht entgegentrat, wie sie noch nie auf ihn ausgeübt worden.

„Die Zeit eines Arztes," begann Laura wieder, „ist in der Regel eine sehr gemessene und ich weiß nicht, ob —"

„Ob die meinige mir erlaubt, Sie anzuhören, wollen Sie sagen," unterbrach Kirchner.

Er zog seine Uhr, warf einen Blick darauf und sagte:

„Ein halbes Stündchen kann ich Ihnen schon schenken, ohne daß der Patient, dem mein nächster Besuch gilt, Ursache bekommt, sich über Vernachlässigung zu beklagen."

Diese Erklärung des Arztes stand mit der Wahrheit nicht in Widerspruch. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, ja, hätte von seinem sofortigen Erscheinen bei seinem nächsten Pflegebefohlenen dessen Leben und Tod abgehangen, so wäre er doch vielleicht nicht im Stande gewesen, sich aus dem Zauber-

kreise, in welchen er sich hier so unerwartet und in unmittelbarer Nähe des Todes gebannt sah, eher loszureißen, als bis er wenigstens den Anfang der Geschichte gehört hätte, welcher er mit fieberhafter Spannung entgegensah.

„Ich werde zu dem, was ich Ihnen zu sagen wünsche, Herr Doctor, kaum so viel Zeit bedürfen, als Sie mir schenken wollen," sagte Laura. „Ich werde daher sofort beginnen und mich so kurz als möglich fassen."

Achtzehntes Kapitel.

Laura's Geschichte.

„Obschon," begann Laura ihre Erzählung, „ich mir schmeicheln darf, ein richtiges und geläufiges Deutsch zu sprechen, so werden Sie gleichwohl schon aus meiner Aussprache geschlossen haben, daß dies nicht die Sprache ist, die ich in meiner Kindheit geredet habe."

„Allerdings hat nicht blos Ihre Aussprache, sondern auch der Typus Ihrer Züge, ebenso wie Ihre ganze Erscheinung mir verrathen, daß Sie das Kind einer wärmeren Sonne sind, als die, welche unser Land mit ihren matten Strahlen nur nothdürftig erwärmt," sagte Doctor Kirchner.

„Ja, so ist es auch," fuhr Laura fort. „Ich bin von Geburt Italienerin und heiße Laura Cornaro."

„Cornaro?" wiederholte der Arzt. „Dieser Name ist nicht blos als der einer angesehenen und

berühmten Patrizierfamilie aus den Zeiten der Republik Venedig bekannt, sondern hat auch in neuerer Zeit als der eines in seinem Fache ganz Ungewöhnliches leistenden Künstlers Aufmerksamkeit und Bewunderung erweckt."

„Dieser Künstler war mein Vater," sagte Laura, indem ihr wieder die Thränen in die schönen Augen traten.

„Wie?" rief Kirchner erstaunt, „der unübertroffene Athlet und Kunstreiter Francesco Cornaro, der, nachdem er die Zierde fast jedes größeren Circus gewesen, vor einigen Jahren, wenn ich nicht irre, in Moskau oder Petersburg ein so unglückliches Ende nahm, war ihr Vater?"

„Ja," antwortete die Italienerin, sich die Augen trocknend. „Er war mein Vater und noch jetzt beklage ich es tief und innig, daß ich zu der Zeit, wo das Verhängniß, welches über Genossen unseres Berufs fortwährend schwebt, ihn ereilte, nicht bei ihm sein und ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleiten konnte."

„War Ihre Mutter nicht bei ihm?" fragte Doctor Kirchner.

Laura lächelte schmerzlich und antwortete.

„Meine Mutter, die ich nie gekannt, fiel, als ich kaum ein Jahr alt war, demselben Schicksal zum

Opfer, das mir später den Vater rauben sollte und welches nun wahrscheinlich auch meiner harrt."

„Dann haben Sie sich also demselben Berufe gewidmet, wie Ihre Eltern?"

„Ich habe mich ihm nicht gewidmet, sondern bin ihm gewidmet worden. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Mehrzahl der Künstler und Künstlerinnen meines Fachs von Eltern abstammt, die ihrerseits ebenfalls Kinder solcher Leute gewesen sind, so daß ihr Stammbaum sich auf diesem Gebiete oft fünf bis sechs Generationen zurückverfolgen läßt. Die Leistungen, die man von uns verlangt, sind auch von der Art, daß sie nur dem Menschen möglich sind, welcher von seiner frühesten Kindheit an, wo der Körper noch seine volle Geschmeidigkeit und Fügsamkeit besitzt, dazu ausgebildet worden ist."

„Ja wohl, ja wohl," bemerkte der Arzt, „denn sonst würden viele Künste, die man auf diesem Felde produciren sieht, in anatomischer Beziehung geradezu unerklärlich sein."

„Wenn ich," erzählte Laura weiter, „so weit als möglich zurückdenke, so ist es mir, als hätte ich Reiten eher gelernt als Gehen. Wenigstens ist das erste Bild, welches in meiner Erinnerung von mir selbst lebt, das eines etwa vierjährigen Mädchens,

welches in einem flatternden, kurzen, rothseidenen Kleidchen und mit einem Blumenkranz im Haar auf dem Rücken eines riesigen Pferdes steht, welches dem Zuruf meiner kindischen Stimme nnd dem leichten Gertenschlag meiner schwachen Hand so unverbrüchlich gehorcht, als ob die Wucht eines geharnischten Ritters auf ihm lastete."

„Und dazu erschallt schmetternde Musik, die Peitsche des Stallmeisters knallt und das Publikum klatscht sich vor Bewunderung und Freude über die kleine, verwegene Reiterin die Hände wund, nicht wahr?" setzte der Arzt, das Bild vervollständigend, hinzu.

„Ja wohl, so ist es," bestätigte Laura.

Sie schwieg eine Weile, als ob sie sich in Gedanken in die von ihr soeben geschilderte Zeit und Umgebung zurückversetzte.

Dann hob sie wieder an:

„Mein Vater konnte sich nicht lange mit meiner Erziehung befassen. Er nahm bei einer andern Gesellschaft ein Engagement an, welches pecuniär allerdings vortheilhafter, aber zugleich von dem Uebelstand begleitet war, daß er sich von mir trennen mußte."

„Wie kam das?"

„Bei der Gesellschaft, zu welcher mein Vater

ging, gab es keinen Mangel, sondern eher schon Ueberfluß an Kindern und es würde sich mir daher dort nur sehr kärgliche Gelegenheit zu meiner ferneren Ausbildung geboten haben. Mein Vater schloß deshalb mit seinem zeitherigen Director ein Abkommen, welchem zufolge Letzterer sich verbindlich machte, für meine Erziehung und Ausbildung gewissenhaft zu sorgen und mich später, wenn ich mein vierzehntes Lebensjahr erfüllt hätte, meinem Vater auf dessen Verlangen zurückzugeben."

„Und ward dieses Verlangen zu der bestimmten Zeit von Ihrem Vater gestellt?" fragte Doctor Kirchner.

„Ach nein," antwortete die Künstlerin in traurigem Tone, „es ward nicht gestellt."

„Aber warum nicht?"

„Sie haben vorhin selbst erwähnt, Herr Doctor, daß mein Vater in Ausübung seiner Kunst seinen Tod fand."

„Aber sollte dies schon so lange her sein?"

„Es ist acht Jahre her, denn eben hatte ich die Glückwünsche meiner Freunde und Genossen zu meinem dreizehnten Geburtstage empfangen, als die Trauerbotschaft eintraf, die mir verkündete, daß ich nun ganz allein und verwaist auf der Welt stand."

„Aber hatte der Mann, der an Ihnen so lange

Vaterstelle vertreten, sich nicht Ihre kindliche Zuneigung zu erwerben gewußt?"

„O, das war wohl der Fall. Er war ein Deutscher und besaß selbst eine zahlreiche Familie, unter welcher ich aufwuchs, während ich von ihm, ebenso wie von seiner wackeren Frau, ganz wie eins ihrer eignen Kinder behandelt ward."

„Nun ist es mir erklärlich, wie Sie unserer Sprache so vollständig Meister geworden sind," sagte der Arzt. „Doch bitte, erzählen Sie weiter."

Laura hob wieder an:

„Wie gut auch die Behandlung war, die ich von meinen Pflegeältern und Pflegegeschwistern erfuhr, so vermochte sie doch die Bande des Bluts nicht zu ersetzen. Zugleich regte sich in mir ein mächtiger Trieb zur Veränderung, dem ich schon längst Folge gegeben haben würde, wenn mein Vater mir nicht ausdrücklich geboten hätte, in meiner dermaligen Stellung zu verharren, bis er mich selbst wieder unter seine unmittelbare Leitung nehmen würde."

„Sahen Sie ihn denn zuweilen?"

„Ja. Bei dem Nomadenleben, welches wir Beide führten, kam es fast alljährlich ein- oder zweimal vor, daß unsere Wege sich kreuzten. Geschah dies einmal nicht, so nahm er sich direkt Urlaub,

um mir einen Besuch zu machen und sich von dem Stand meiner Erziehung und Ausbildung zu überzeugen."

„Dann wird freilich die Nachricht von seinem Tode Sie tief erschüttert haben."

„Ja, es konnte nicht anders sein. Anfangs war ich wie betäubt. Allmählich aber und so wie der Schmerz sich abzustumpfen begann, trat meine Sehnsucht nach Veränderung wieder in den Vordergrund meiner Gedanken und ich wünschte mich aus dem Kreise, dem ich bis jetzt angehört, hinweg, wie wenig Grund ich auch hatte, mich darin unglücklich zu fühlen, und wie wenig sich mir Aussicht darbot, daß mir anderwärts ein besseres Loos beschieden sein würde."

„Aber Sie konnten doch als Kind von dreizehn Jahren nicht allein, ohne Schutz und Begleitung, in die Welt hinausgehen," bemerkte Doctor Kirchner.

„Das war auch der einzige Grund, welcher mich abhielt, dem in mir immer stärker werdenden Drange nachzugeben. Wenn Sie übrigens, Herr Doctor," fuhr Laura ein wenig lächelnd fort, „von einem dreizehnjährigen Kinde sprechen, so vergessen Sie wohl, daß ich, wie Sie vorhin selbst sagten, das Kind einer wärmeren Sonne bin, welche das, was unter ihr geboren, auch zeitiger zur Entwickelung und Reife bringt."

„Sehr richtig," stimmte Doctor Kirchner bei. „Als Tochter des Südens waren Sie wahrscheinlich zu jener Zeit kein Kind mehr zu nennen, sondern schon zur erwachsenen Jungfrau gediehen."

„Ja, die angeborene Frühreife hatte in Verbindung mit der steten, ungemein kräftigenden Körperbewegung, die meine Leistungen als Künstlerin von mir forderten, schon zu jener Zeit ein Wesen aus mir gemacht, welches sich in Bezug auf äußere Erscheinung von dem, welches Sie jetzt in mir sehen, nur wenig unterschied."

Der Arzt dachte sich unwillkürlich diese anmuthige Gestalt und diese edeln Züge noch von dem Zauber kindlichen Liebreizes und dem Sammethauch bekleidet, welchen die seitdem verflossene Zeit mit ihren bittern Erfahrungen nothwendig, wenigstens zum Theil, verwischt hatte, und er gewann die Ueberzeugung, daß selbst die kühnste Phantasie kein reizenderes und herrlicheres Bild zu schaffen vermocht hätte, als die dreizehnjährige Heldin des Hippodroms dargeboten haben mußte.

Laura schien in seinen Gedanken zu lesen und sagte:

„Nicht blos meine Kunstgenossen, sondern auch viele Andere, die sich für mich interessirten, sagten mir, daß ich eine reichere Ernte von Gewinn und

Beifall finden würde, wenn ich die verhältnißmäßig kleine Gesellschaft, die unter der Direction meines Pflegevaters stand, verließe und mein Glück bei einer größeren versuchte.“

„Gab es denn,“ fragte Doctor Kirchner, „unter Ihren männlichen Kunstgenossen keinen, der sich Ihrem Herzen zu nähern verstanden hätte und bereit gewesen wäre, Sie zu begleiten und auf diese Weise der Verwirklichung Ihrer Wünsche entgegen zu führen?“

„An solchen, welche bereit gewesen wären, dieses Letztere zu thun, sobald ich sie dazu aufgefordert hätte, fehlte es allerdings nicht, wohl aber an solchen, die das Erstere gekonnt, oder wie Sie, Herr Doctor, sagen, sich meinem Herzen zu nähern verstanden hätten. Die Mehrzahl der unserer Gesellschaft angehörenden Männer waren Franzosen oder Italiener und obschon ich selbst einer dieser beiden Nationen entstammte, so hatte ich doch in der Familie meines Directors so deutsch fühlen und denken und zugleich die Schattenseiten des französischen und italienischen Nationalcharakters so genau kennen gelernt, daß ich bei mir selbst entschlossen war, meine nähere oder fernere Zukunft nur den Händen eines Deutschen anzuvertrauen.“

„Sie machen, Fräulein Cornaro, durch diese

Erklärung dem deutschen Volke ein Compliment, wofür ich Ihnen im Namen desselben danke."

Indem Doctor Kirchner dies sagte, machte er eine leichte Verbeugung, die von der Italienerin erwidert ward.

Nach einer kleinen Pause fuhr Letztere fort:

„Es vergingen ziemlich noch vier Jahre, ehe ich den Mann kennen lernte, von dem ich glaubte, daß er das Vertrauen, welches ich in den Charakter der Deutschen setzte, rechtfertigen würde."

„Ein Vertrauen, in welchem Sie aber, wie ich errathe, sich getäuscht sahen."

„Leider war es so. Eines Tages verletzte unser Secretair, der auch zuweilen kleine Rollen bei Aufführung von Pantomimen, die das ganze Personal in Anspruch nahmen, ausfüllen mußte, sich durch sein eignes Ungeschick beim Abfeuern eines Gewehrs so an der rechten Hand, daß er zur Erfüllung seiner Hauptaufgabe, nämlich Führung der Bücher und Correspondenz, wenn auch nicht für immer, doch wenigstens für längere Zeit, unfähig ward. Unser Director ließ deshalb sofort in ein öffentliches Blatt ein Gesuch nach einem anderweiten Secretair einrücken, und es meldete sich hierauf ein Mann, der den an ihn gestellten Anforderungen entsprach und demgemäß einen Posten übertragen erhielt, der ihm

Gelegenheit gab, mit mir in häufige Berührung zu kommen."

„Und dieser Mann war Julius Brander," sagte Doctor Kirchner, indem er sich nicht enthalten konnte, einen Blick auf den Todten zu werfen.

„Ja," fuhr Laura Cornaro fort, „Julius Brander war der Mann, welcher mein unschuldiges Herz gefangen zu nehmen verstand, leider aber auf mein Schicksal und meine Zukunft einen höchst verderblichen Einfluß ausübte."

Die Erzählerin schwieg, wie bei dem Gedanken an die Vergangenheit von ihren Erinnerungen überwältigt, einige Augenblicke lang.

Ihr Zuhörer ehrte ihren Schmerz, und so begierig er auch war, die Fortsetzung ihrer Geschichte zu hören, so vermied er doch aus Zartgefühl, seiner Neugier Worte zu leihen.

Er wartete vielmehr geduldig, bis Laura selbst sich bewogen finden würde, in ihrer Erzählung fortzufahren.

Sie that dies endlich, indem sie sagte:

„Ich glaube, Ihren eigenen Wünschen, Herr Doctor, entgegenzukommen, wenn ich den noch übrigen Theil meiner Geschichte in so wenig Worte als möglich zusammenfasse. Auch ist die Schilderung dieser Zeit für mich mit so großem Schmerz ver-

knüpft, daß die Schonung meines eignen Gefühls mir das ausführlichere Eingehen in diese traurigen Erlebnisse verbietet."

Der Arzt gab durch eine Handbewegung sein volles Einverständniß hiermit zu erkennen, obschon er im Stillen den Wunsch empfand, über eine Person, die ihn in so hohem Grade interessirte, möglichst viele Einzelnheiten zu erfahren.

„Julius Brander," fuhr Laura fort, „kam, so bald ich mit ihm einigermaßen näher bekannt geworden, meinen Wünschen, die ich ihm anfangs vorsichtig und nur mit halben Worten zu verstehen gab, mit der größten Bereitwilligkeit entgegen. Ich war jetzt, wie ich ohne Dünkel oder Ueberhebung sagen kann, von sämmtlichen Mitgliedern unserer Gesellschaft dasjenige, welches die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausübte, und es stand zu erwarten, daß meine Entfernung für den Director, meinen Pflegevater, ein empfindlicher Schlag sein und, abgesehen von der Kränkung, die mein Undank ihm bereiten mußte, ihm auch beträchtlichen Nachtheil in seinen Einnahmen zufügen würde. Dennoch ließ ich mich dadurch nicht abhalten, ihn zu verlassen und mich dem Manne anzuvertrauen, der nach dem Willen des Himmels das Werkzeug meiner gerechten Strafe werden sollte."

Wieder schwieg die Erzählerin, vom Gefühl der Reue übermannt, einige Augenblicke und hob dann wieder an:

„Ich hatte, seitdem ich durch den Tod meines Vaters selbstständig geworden, eine nicht unbedeutende Gage bezogen, und da ich nach wie vor in der Familie des Directors lebte und nur die Ausgaben für meine Toilette und Garderobe aus meinen eigenen Mitteln zu bestreiten hatte, so befand ich mich, als ich mich mit Brander heimlich entfernte, im Besitz einer nicht unbeträchtlichen Summe, während er mir versicherte, in seinem Geburtsort ein von seinem Vater ererbtes Grundstück zu besitzen, durch dessen Verkauf er sich jederzeit ein bedeutendes Baarvermögen verschaffen könne.“

„Sie fanden aber sehr bald, daß dies leere Vorspiegelungen gewesen waren,“ bemerkte der Arzt.

„Ja, diese Ueberzeugung gewann ich nur zu bald,“ fuhr Laura fort. „So lange ich selbst noch Geld hatte, ging alles gut. Ich fühlte mich überglücklich, an der Seite eines Mannes, den ich trotz so mancher Schattenseiten, die allgemach in seinem Charakter hervortraten, mehr liebte als jeden Andern, nur mir selbst leben zu können, ohne mich fortwährend für Geld zur Augenweide eines schaulustigen Publikums herabwürdigen zu müssen, und Julius

hatte mir, ehe ich mich und mein Schicksal seinen Händen überantwortete, wiederholt versichert, daß ich nie wieder genöthigt sein sollte, auf diese Weise meinen Lebensunterhalt zu erwerben.

„In dieser Hoffnung sah ich mich jedoch vollständig getäuscht.

„Als meine Mittel erschöpft waren, sah ich mich gedrungen, wieder Engagements bei kleinen Künstlergesellschaften anzunehmen, um nicht mit meinem Verführer zugleich Noth und Mangel leiden zu müssen.

Ich erinnerte ihn wiederholt an sein vorgebliches Besitzthum hier in Waldenburg, und da er erklärte, den Verkauf desselben wegen zu beobachtender gesetzlicher Formen nur in eigner Person bewirken zu können, so erbot ich mich, ihn hierher zu begleiten.

„Nach unserer Ankunft hier mußte er mir gestehen, daß sein Vorgeben ein erlogenes gewesen. Er kleidete dieses Geständniß in eine Fabel, die ich aber jetzt, nachdem ich ihn so genau kennen gelernt, sofort durchschauete. Ich wollte nun abermals zu der erlernten Kunst zurückgreifen und an einen der mir bekannten Circusinhaber wegen eines neuen Engagements schreiben. Julius hielt mich jedoch davon zurück, indem er sagte, er hoffe mit Hülfe

einer Person, welcher er früher näher gestanden, sich eine neue Einnahmsquelle zu eröffnen."

„Ich weiß, was und wen er damit gemeint hat," bemerkte Doctor Kirchner. „Doch erzählen Sie weiter, wenn ich bitten darf."

„Zu meinem Schrecken," fuhr Laura fort, „fand ich, daß mein Verführer hier in seinem Geburtsorte Grund hatte, sich vor den Augen der Welt möglichst verborgen zu halten. Wir wohnten deshalb auch getrennt und er besuchte mich nur zuweilen verstohlen. Hierbei ließ er in Bezug auf die Mittel zu meiner ferneren Existenz Winke fallen, die ich mit Entrüstung zurückwies und welche Sie, Herr Doctor, mir gestatten wollen, mit vollständigem Schweigen zu übergehen."

Der ernste Blick des Arztes verrieth Laura, daß er sie verstanden hatte.

„Plötzlich, und nachdem Julius mir noch einmal spät des Abends einen Besuch gemacht, bei welchem er allerlei räthselhafte Reden fallen ließ, verschwand er gänzlich und es verging eine Woche nach der andern, ohne daß ich ihn zu Gesicht bekam," erzählte Laura weiter. „Zum Glück war es mir gelungen, mehrere werthvolle Schmucksachen, welche ich entweder früher gekauft oder von Bewunderern meiner Kunst geschenkt erhalten, bis jetzt vor ihm zu

verheimlichen und ich ward dadurch, daß ich diese Gegenstände nach und nach verkaufte, wenigstens vor Mangel geschützt.

„Gleich dem verlornen Sohn — Sie sehen, daß ich nicht so verwildert aufgewachsen bin, wie man von Leuten meines Berufs gewöhnlich voraussetzt, sondern daß ich auch die erhabenen Gleichnisse des Christenthums kenne — beschloß ich nun, ruhig wieder zu meinem Pflegevater zurückzukehren. Ich schrieb deshalb an ihn und fragte ihn, ob er mir verzeihen und mich wieder bei sich aufnehmen wolle."

„Und was antwortete er?" fragte Doctor Kirchner.

„Bis heute," entgegnete die Künstlerin, „habe ich seiner Antwort vergebens entgegengesehen. Ich wußte den Ort, an welchem er sich mit seiner Gesellschaft zuletzt aufgehalten, nur aus einer Zeitungsnachricht, die ich vor mehreren Wochen zufällig gelesen, und es ist daher möglich, daß mein Brief ihn gar nicht mehr dort angetroffen hat.

„Schon stand ich daher im Begriff, nähere Erkundigungen einzuziehen, um sodann nochmals zu schreiben, als vor heute acht Tagen eine alte Frau bei mir erschien, die mir zu meinem Schrecken die Meldung brachte, daß Brander schon seit vielen

Wochen krank und hülflos in ihrem Hause läge und mich dringend bitten ließe, zu ihm zu kommen."

„Und Ihr gutes Herz konnte es nicht über sich gewinnen, diese Bitte zurückzuweisen, nicht wahr?" fragte Doctor Kirchner.

„Nein, so sehr ich auch Grund habe, Julius als den Miturheber meines Unglücks zu betrachten, so hätte ich doch ein härteres Herz besitzen müssen, als welches die gütige Natur mir gegeben, wenn es durch eine solche Schilderung, wie die alte Frau von Brander's Zustand machte, nicht hätte erweicht werden sollen. Ich folgte dem Rufe, den der Unglückliche an mich ergehen ließ, und bin bis zur gegenwärtigen Stunde fast ununterbrochen bei ihm gewesen."

„Aber," sagte Kirchner, „wie kommt es dann, daß ich Sie nie hier getroffen habe? Ich bin doch auch fast alle Tage dagewesen."

„Sobald wir Sie kommen hörten, zog ich mich allemal in dieses Nebengemach zurück," antwortete Laura, indem sie auf die Thür deutete, zu welcher wir sie gestern, unmittelbar, nachdem Kirchner sich entfernt, hereintreten sahen.

„Dann waren Sie also auch heute früh in seinen letzten Augenblicken bei ihm?"

„Ja."

„Und war sein Todeskampf ein harter?“

„Nein. Die Schmerzen, welche ihn so lange gequält, schienen im Gegentheile schon mehrere Stunden vor seinem Verscheiden gewichen zu sein. Wenigstens klagte er nicht mehr, sondern sprach, wenn auch nur leise und in abgebrochenen Sätzen, so ruhig mit mir, wie er während der ganzen acht Tage, die ich hier bei ihm zugebracht, fast nie gethan.“

„Es kann mir,“ sagte der Arzt, „nicht beikommen, Sie zu fragen, was er Ihnen gesagt hat; doch darf ich wohl die Vermuthung aussprechen, daß er Ihnen ein Geheimniß anvertrauet hat, welches Sie eben so gewissenhaft bewahren werden, als es von meiner Seite geschehen soll.“

„Dann wissen Sie also —“

„Ja, ich weiß, zu welcher schweren Missethat der Unglückliche sich durch eine Person verleiten ließ, auf deren Dank er rechnete, die ihn aber ebenso täuschte, wie er sie, seine vertrauende Geliebte, getäuscht hat.“

Neunzehntes Kapitel.

Ein großer Entschluß.

Die nächsten Gegenstände, welchen die Unterredung zwischen Laura Cornaro und Doctor Kirchner sich zuwendete, betrafen die Beerdigung des Verstorbenen und die Maßnahmen, welche die in dem vorliegenden Falle obwaltenden besonderen Umstände dabei nöthig machten.

Als dies unter Zuziehung der alten Herbergswirthin erledigt war und diese, nachdem Doctor Kirchner ihr versprochen, ihr alle ihre Auslagen wieder zu erstatten, sich wieder entfernt hatte, sagte der Arzt:

„Meine Berufsgeschäfte gestatten mir nicht, noch länger hier zu verweilen. Gleichwohl aber möchte ich nicht, daß diese unsere erste Unterredung auch unsere letzte sei. Darf ich hoffen, Sie vielleicht morgen wieder zu sprechen?“

„Auch ich,“ entgegnete Laura, „möchte Sie,

Herr Doctor, in Bezug auf Einiges, was meine Zukunft betrifft, zu Rathe ziehen. Julius sagte mir, daß ich Ihnen unbedingt vertrauen könnte, und deshalb erwartete ich Sie hier, denn ich wußte, daß Sie kommen würden."

„Der unglückliche Brander," sagte Kirchner, „hat sich durch sein Verhalten gegen Sie allerdings keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erworben; was jedoch seine von Ihnen eben erwähnte Aeußerung in Bezug auf mich betrifft, so sollen Sie, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, erfahren, daß er in diesem Punkte die strengste Wahrheit gesprochen."

„Ich bin davon überzeugt," sagte Laura, indem sie ihren ruhigen, festen Blick auf das Antlitz des Arztes heftete, welches unter der Allgewalt dieses Blicks eine fast verlegene Miene annahm. „Wann," fuhr sie fort, „werden Ihre jedenfalls überhäuften Berufsgeschäfte Ihnen gestatten, mir diese Unterredung zu gönnen?"

Doctor Kirchner dachte eine Weile nach.

Bei der Kürze der Zeit, die seit dem Erscheinen seiner Abhandlung über die Bleichsucht verflossen war, ließ sich mit gutem Grund erwarten, daß auf den Schwarm in Waldenburg eingetroffener und noch nicht völlig expedirter interessanten Patientinnen

morgen ein vielleicht noch zahlreicherer Nachschub folgen würde.

Der berühmte Arzt mußte sich deshalb darauf gefaßt machen, morgen den größten Theil seiner Zeit dem langweiligen Ertheilen von Consultationen und dem weit amüsanteren Einstreichen von Dukaten und Louisd'ors zu widmen.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen zu spät ist, wenn ich Ihnen erst Nachmittag gegen fünf Uhr meine Aufwartung mache,“ sagte er.

Laura sah ihn, ohne zu antworten, an und ihr Blick verrieth Unentschlossenheit.

Kirchner glaubte den Grund dieses Zögerns zu errathen und setzte daher hinzu:

„Oder wünschen Sie vielleicht nicht, daß ich zu Ihnen komme?“

„Ich weiß wohl, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Arzt dies ohne Bedenken, sowohl in Bezug auf mich, als auch auf sich selbst thun könnten,“ entgegnete Laura, „aber dennoch —“

Sie zögerte wieder.

„Wenn ich, wie Sie soeben sehr richtig sagten, in meiner Eigenschaft als Arzt überall ohne Bedenken Besuche machen kann, so kann ich aus demselben Grunde dergleichen auch ohne Bedenken empfangen. Wenn es Ihnen daher lieber ist, daß

unsere Unterredung in meiner Behausung als in der Ihrigen stattfinde, so bin ich ebenso bereit, Sie zu der angegebenen Stunde zu empfangen, als es mir Vergnügen gemacht haben würde, mich zu Ihnen zu verfügen," sagte der Arzt.

Er war jetzt bei sich selbst überzeugt, daß er mit dem Anerbieten, Laura bei sich zu empfangen, ihrem nur halb ausgesprochenen Wunsche entgegenkäme.

Allerdings konnte er sich keinen bestimmten Grund denken, welcher die junge Künstlerin abhielte, seinen Besuch anzunehmen.

Er vermuthete jedoch, daß ihre Wohnung oder das Haus, in welchem sich dieselbe befände, nicht von der Art sei, daß sie einer jungen Dame von Laura's schönem, imposanten Aeußern zu passender Umrahmung dienen könne.

„Nun gut," sagte die Künstlerin, „ich werde zu der bestimmten Stunde bei Ihnen erscheinen, Herr Doctor."

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie nicht zu warten brauchen," entgegnete der Arzt. „Auf Wiedersehen denn."

Mit diesen Worten entfernte er sich, während Laura noch zurückblieb.

Ihrer Mission treu, verließ sie das verrufene

Haus in der Stephansgasse nicht eher, als bis sie die sterbliche Hülle des Unglücklichen, den sie einmal geliebt, in sein letztes Lager gebettet sah.

Doctor Kirchner nahm in dem Gasthause, in welchem er zu speisen pflegte, heute sein Mittagsmahl noch hastiger ein, als er sonst zu thun pflegte.

In Folge seiner langen Unterredung mit Laura hatte er sich so verspätet, daß er von seinen gewöhnlichen Tischgenossen nur noch drei oder vier antraf.

Es waren dies ohnehin solche, die gewöhnlich durch Mangel an Pünktlichkeit glänzten und deshalb von der übrigen Tischgesellschaft den Beinamen der „Nachzügler" erhalten hatten.

Kirchner, der nicht blos auf dem Gebiete der Heilkunde, sondern überhaupt auf jedem Felde, auf dem er sich bewegte, gern dominirte und das Verhalten Anderer seiner beißenden Kritik unterzog, war der Erste gewesen, der den säumigen Gästen den eben erwähnten Spitznamen gegeben.

Heute aber war er gewissermaßen froh, daß die „Nachzügler" noch da waren, weil er sich außerdem in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt gesehen hätte, ganz allein speisen zu müssen.

Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß ihm heute viel an Unterhaltung gelegen gewesen wäre.

Er wollte blos nicht allein an der langen Tafel sitzen und sich von drei, vier Kellnern bedienen lassen.

Abgesehen hiervon aber verhielt er sich sehr schweigsam, während er sonst seinem Naturell und seiner Gewohnheit gemäß die Conversation zu beherrschen suchte.

Die „Nachzügler" waren, als Doctor Kirchner bei ihnen Platz nahm, eben in Erzählung und Besprechung eines Ereignisses begriffen, welches für diesen Tag, wenigstens in ganz Waldenburg, Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs war.

Es handelte sich hierbei um den Sturz eines der ältesten und bestrenommirten Handelshäuser, welches sich bis noch vor ganz kurzer Zeit des größten Vertrauens und des uneingeschränktesten Credits im Inlande sowohl, als im Auslande, erfreuet hatte.

Seit einigen Tagen hatte man allerdings von Leuten, welche einen Einblick in die Sache haben konnten, geheimnißvolle Gesichter ziehen sehen und bedenkliche Aeußerungen munkeln hören.

Gleichwohl aber hatte das große Publikum, insoweit diese Gerüchte in dasselbe gedrungen waren, denselben keine Glaubwürdigkeit beigemessen, sondern mit Zähigkeit an der Meinung festgehalten, daß

diese alte bewährte Firma trotz aller ungünstigen Zeitverhältnisse und Geschäftsconjuncturen unerschütterlich stehe, wie ein Fels im Ungewitter.

Heute am frühen Morgen jedoch hatte sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt eine Kunde verbreitet, welche allerdings geeignet war, den bisher für unerschütterlich gehaltenen Felsen als vollständig unterminirt und zum sofortigen Zusammenbrechen reif erscheinen zu lassen.

Der Chef des betreffenden Hauses, welcher als alter gediegener Geschäftsmann seinem Comptoirpersonal mit dem Beispiel der größten Pünktlichkeit und des angestrengtesten Fleißes voranzugehen und früh stets der Erste im Comptoir zu sein pflegte, war heute nicht einmal der Zweite, Dritte oder Vierte gewesen, sondern war vielmehr gar nicht zum Vorschein gekommen.

Natürlich hatte der erste Procurist sich hinauf in die Wohnung des Ausbleibenden begeben und hier von der alten Haushälterin -- die Hausfrau war mit ihren sämmtlichen Kindern schon seit mehreren Wochen in's Bad gereist — erfahren, ihr Herr habe sich, seiner Gewohnheit gemäß, gleich nach dem Kaffee in sein Ankleidekabinet begeben, dasselbe aber auffallender Weise noch nicht wieder verlassen.

Der Procurist, der, wenn auch nicht dem Welt-

geist, doch dem Hausgeist näher stand, als andere Leute, glaubte eine Frage frei zu haben an das Schicksal, und documentirte sich beim Anpochen an die Thür des Ankleidekabinets als ein Trommeldilettant, der den Uebergang vom Pianissimo bis zum Forte trefflich zu executiren verstand.

Da kein Herreinruf erfolgte, so öffnete der Procurist ohne Weiteres die Thür und trat ein.

Der Chef des Hauses saß halb angekleidet, von Blut überströmt, vor seinem Rasirtisch und war todt.

Bei näherer Besichtigung fand der Procurist, daß der arme Mann vergessen hatte, sich, ehe er von dem Messer Gebrauch machte, erst gehörig einzuseifen und daß in Folge dieser Unvorsichtigkeit der scharfe Stahl tiefer eingedrungen war, als dies zur vorübergehenden Beseitigung des Bartwuchses erforderlich ist.

Mit dieser euphemistischen Darstellung des Vorfalls stand freilich der offene Brief, welchen man neben dem Entseelten fand und worin dieser erklärte, daß er sich durch unglückliche Speculationen ruinirt und deshalb nicht länger leben möge, in entschiedenem Widerspruch.

Dieser Vorfall war, wie gesagt, heute das allgemeine Stadtgespräch. Auch die „Nachzügler" unterhielten sich lebhaft darüber. Doctor Kirchner hatte

den unglücklichen Geschäftsmann nicht blos persönlich gekannt, sondern war auch mit ihm näher befreundet gewesen. Gleichwohl aber hörte er dem Gespräche seiner Tischgenossen mit einer Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit zu, als ob dasselbe in einer fremden, ihm unverständlichen Sprache geführt würde.

„Aber, Doctor," hob der Nachzügler Nr. 1, der sich über Kirchner's anscheinende Indifferenz ärgerte, endlich an: „Was meinen denn Sie zu dieser haarsträubenden Geschichte?"

Kirchner sah von seinem Teller empor, als ob er in diesem Augenblick erst hören gelernt hätte, und entgegnete in dem mürrischen Tone, den man an ihm, wenn er nicht auf Laune war, schon kannte:

„Ich habe nicht auf Ihre haarsträubende Geschichte gehört. Ich habe an andere Dinge zu denken, als an abgeschmackte Stadtklatschereien."

„Mein Himmel!" rief der Nachzügler Nr. 2, mit einem gewissen Grad von Entrüstung, „wenn Sie die Kunde von dem Tode eines geachteten Mannes, den nur die Verzweiflung zum Selbstmord getrieben hat, eine abgeschmackte Stadtklatscherei nennen, so ist das doch wohl ein wenig stark, Herr Doctor."

„Ich habe Ihnen schon gesagt," hob Kirchner noch mürrischer und bissiger als vorher wieder an, „daß ich auf Ihr Gespräch gar nicht gehört habe,

und da dasselbe sich an andern Tagen um weiter nichts als ganz gewöhnlichen Kohl zu drehen pflegt, so werden Sie meine Vermuthung, daß dies auch heute der Fall gewesen sei, gewiß nicht ungerechtfertigt finden."

Der Nachzügler Nr. 2, der sich durch diese mit den Regeln einer freundlichen, artigen Conversation schwer zu vereinbarende Bemerkung mit Recht verletzt fühlte, wollte in derselben Weise entgegnen und es wäre vielleicht zu einem Auftritt gekommen, wie durch Kirchner's kurz angebundene, rücksichtslose Ausdrucksweise an dieser Tafel schon mehrere hervorgerufen worden, wenn nicht der vorzugsweise friedlich gesinnte Nachzügler Nr. 1 in geeigneter Weise intervenirt und dadurch dem Ausbruche weiterer Mißhelligkeiten vorgebeugt hätte.

Selbst aber in dem Falle, daß der leicht verletzbare Nachzügler Nr. 2 sich durch das Zureden seines Namensvetters nicht hätte begütigen lassen, wäre doch ein weiterer Wortkampf für heute wenigstens nicht zu besorgen gewesen.

Doctor Kirchner räumte nämlich sehr bald das Feld freiwillig und entfernte sich, obschon er sich nur nothdürftig sattgegessen, einestheils, um allen ihm in seiner jetzigen Stimmung widerwärtigen Gesprächen auszuweichen, anderntheils, weil er wußte,

daß die vom Vormittage noch „unerledigten“ Patientinnen bereits in nicht geringer Zahl in seinem Wartezimmer seiner Ankunft harren würden.

Er ging deshalb heute auch nicht, wie er an andern Tagen unmittelbar nach Tische zu thun pflegte, in ein Café, um bei einer Tasse Mokka die neuesten Zeitungen zu durchblättern, sondern kehrte sofort nach seiner Wohnung zurück.

Hier ward sein Erscheinen von den bleichen Gesichtern, welche sehnsüchtig nach ihm ausgeschauet, freudig begrüßt.

Die ärztlichen Besprechungen, welche er nun mit jeder dieser jungen Damen, einer nach der andern, pflog, fielen noch weit kürzer aus, als es zu andern Zeiten zu geschehen pflegte.

Er rieth ihnen, nachdem er sie pro forma ein wenig hin und her ausgefragt, sich nicht Angst sein zu lassen, keine allzu ängstliche Diät zu beobachten, den Magen nicht zu überfüllen, aber auch nicht leer zu lassen, sich fleißig Bewegung zu machen und fügte dann, nachdem er so fast weiter nichts gesagt, als was jeder vernünftige Mensch sich selbst sagen kann, bei den Patientinnen, aus deren Aeußeren er schloß, daß sie einen „Puff“ vertrügen, in seiner derben, ungeschminkten Weise eine Mahnung bei, welche der sachkundige Leser von selbst erräth und die gewöhn-

lich mit mehr oder weniger zimperlichem Feixen hingenommen ward.

Endlich war auch die letzte Patientin expedirt und der letzte Louisd'or zu dem stattlichen Häuflein seiner Vorgänger in das Schubfach des Sekretärs geworfen und der berühmte Arzt konnte, da auch keine neue Meldung eingegangen war, nun endlich sich selbst leben und an sich selbst denken.

An andern Tagen pflegte er die ihm bleibende Erholungszeit in der Weise zu verwenden, daß er einen Spaziergang in den Promenadenanlagen der ehemaligen Festungswerke machte und dann das Theater oder ein Concert oder das Casino besuchte, dessen Mitglied er war und wo er sich die Zeit bis gegen Mitternacht mit Karten- oder Billardspiel oder geselliger Plauderei vertrieb.

Heute aber schien er über seine Zeit anders disponiren und sich von allem Verkehr mit der Welt abschließen zu wollen.

Um seine Einsamkeit möglichst vollständig zu machen, rief er seine alte Haushälterin und sagte ihr, wenn sie vielleicht bei einer ihrer Bekannten einen Abendbesuch machen wolle, so habe er nichts dagegen. Er fühle sich ein wenig unwohl und werde deshalb heute Abend zu Hause bleiben.

Die Haushälterin säumte natürlich nicht, von

einer Erlaubniß, die ihr nur sehr selten ertheilt ward, Gebrauch zu machen, und ihr Herr sah sich daher nach kurzer Zeit völlig allein und ohne jede andere menschliche Gesellschaft als die, welche ihm das weißgebleichte Todtengerippe im Winkel seines Studirzimmers leistete.

In der That nahm er auch dicht neben demselben auf dem Sopha Platz und versenkte sich in Betrachtungen und Erwägungen, die einen stummen Monolog bildeten, welchen das Gerippe mit seiner zähnefletschenden Mundhöhle ironisch zu kritisiren schien.

Kirchner selbst dagegen schien mit seinen Betrachtungen und den Schlußfolgerungen, die er daraus zog, vollkommen zufrieden zu sein, denn nachdem er über zwei Stunden so dagesessen und dabei eine Cigarre nach der andern geraucht, legte er den Stummel der letzten vorsichtig in den Aschenbecher, der vor ihm auf dem Tische stand, schlug, wie Jemand, der nach langem Bedenken zu einem festen Entschlusse gekommen ist, die Hände in einander und sagte laut:

„Ja, so wird es und so muß es gehen! Es ist unmöglich, daß sie Nein sage.“

Nachdem er dies in einem Tone gesprochen, als ob selbst das Schicksal sich nicht erkühnen dürfte,

seine Worte Lügen zu strafen, erhob er sich und sah nach der Uhr.

„Noch nicht Zehn!“ murmelte er. „Dann habe ich ja noch vollauf Zeit, in’s Casino zu gehen und eine Partie Billard zu spielen. Vor einer Viertelstunde noch wäre der Anblick von Menschen mir widerwärtig gewesen; jetzt aber, wo ich von allen Zweifelsqualen erlöst bin und mein Entschluß unwandelbar fest steht, möchte ich es aller Welt laut verkünden, daß nun ein neues, besseres Leben für mich beginnt.“

Er setzte seinen Hut auf und machte sich zum Fortgehen bereit, indem er murmelte:

„Allerdings wäre es möglich, daß —“

Hier hielt er inne, setzte aber gleich darauf hinzu:

„Nein, nein! Sie wird und muß Ja sagen!“.

Mit diesen Worten verließ er, nachdem er die Flamme der Lampe auf ein Minimum eingedreht, das Zimmer, während das Todtengerippe ihm höhnisch grinsend nachblickte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein unerwarteter Antrag und eine unerwartete Antwort.

Die an diesem Abend in ihrem Local anwesenden Mitglieder der Casinogesellschaft konnten sich nicht entsinnen, Doctor Kirchner jemals so heiter und aufgeräumt gesehen zu haben.

Er kam allerdings erst, als es eben zehn schlug und folglich etwa eine Stunde später, als er sich sonst einzufinden pflegte, schien sich aber vorgenommen zu haben, durch einen ungewöhnlich hohen Grad von guter Laune und Geselligkeit das Versäumte wieder einzubringen.

Seine Mitspieler beim Billard waren die Nachzügler Nr. 1 und Nr. 2 und namentlich letzterer gab mehrmals seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß ein Mensch, der erst beim Mittagessen so malitiös und bärbeißig gewesen, des Abends so fidel und liebenswürdig sein konnte.

„Ihnen muß heute Nachmittag etwas ganz besonders Angenehmes begegnet sein, Doctor!" sagte Nr. 1, als sie nach beendeter Königstour alle Drei an einem Tische Platz nahmen, um noch ein Seidel „Bairisch" unter freundschaftlichem Geplauder zu leeren. „Ebenso wichsig, als Sie heute Mittag waren, ebenso lustig sind Sie heute Abend."

„Wahrscheinlich," bemerkte, ehe Doctor Kirchner noch selbst Zeit gewann, zu antworten, Nr. 2 etwas hämisch, „wahrscheinlich hat der Aufsatz über die Bleichsucht diesmal eine ganz besonders zahlreiche Schaar leichtgläubiger Gänschen angelockt, die es sich zum Vergnügen gemacht haben, sich von dem Doctor eine oder ein paar goldene Federn ausrupfen zu lassen."

Wenn es irgend etwas gab, was Doctor Kirchner in Wuth versetzen konnte, so war es jeder, selbst der leiseste Versuch, seine Thätigkeit als Arzt und Schriftsteller zu verdächtigen oder herabzusetzen.

Auch jetzt würden die Bemerkungen des unglücklichen Nr. 2, der ohnehin schon vom Mittag her noch etwas auf dem Kerbholz hatte, die Schleußen der klassischen Grobheit des berühmten Arztes sofort in entsetzenerregender Weise geöffnet haben, wenn er sich in seinem Normalzustande befunden hätte.

Dies war aber, wie wir wissen, nicht der Fall,

sondern seine Stimmung vielmehr eine so gehobene und tolerante, daß er die Worte seines zweiten Mitspielers, der sich auch in der andern Bedeutung, welche man mit dem Worte mitspielen verbindet, als solcher geriren zu wollen schien, ganz gutmüthig hinnahm und weiter nichts entgegnete, als:

„Wer soviel mit den Leuten verkehrt, wie ich, der weiß, daß man nicht alle über einen Leisten schlagen darf und daß es darunter Manchen giebt, dem eine gewisse Eigenschaft angeboren ist, gegen welche selbst Götter vergebens kämpfen.“

Eine solche Aeußerung aus dem Munde eines andern gebildeten Menschen würde immer noch sehr stark nach Grobheit geschmeckt haben, wer aber Doctor Kirchner kannte, der wußte, daß mit ihm conversiren gleichsam mit einem Bären spielen hieß, der auch in der gutmüthigsten Laune sich nicht enthalten kann, dann und wann einen Schlag mit seiner Tatze auszutheilen.

Das Gespräch, welches, während auch noch einige andere Casinomitglieder sich daran betheiligten, sich um allerhand Gegenstände drehete und dann auf das uns schon bekannte Hauptereigniß des Tages, den Selbstmord des großen Kaufmanns, zurückkam, hatte daher seinen befriedigenden Fortgang, bis die Mitternachtsstunde schlug, wo dann in der Regel

nur noch einige enragirte Whist- und Skatspieler bei ihrer Karte sitzen blieben.

Auch Doctor Kirchner ging nach Hause und legte sich sofort zu Bett.

Trotzdem aber, daß der heutige Tag für ihn ein ungemein anstrengender gewesen und trotzdem, daß er zwei oder drei Seidel Bairisch und vier oder fünf Havannah's mehr als gewöhnlich getrunken und geraucht hatte, dauerte es doch sehr lange, ehe er einschlief.

Die freudige Gewißheit, welcher er sich hingab, war in ihm so mächtig und ließ seine Phantasie, welche in dieser Richtung zum ersten Male thätig war, in so berückenden Traumbildern sich ergehen, daß der Schlaf nothwendig fern gehalten werden mußte.

Endlich jedoch forderte die Natur ihr Recht und der in seinem glücklichen Wahne befangene Arzt schlief mehrere Stunden fest und ruhig bis zu der noch ziemlich frühen, wo er sein Lager zu verlassen gewohnt war.

Auf den freundlichen guten Morgen seiner Haushälterin und die Frage, ob sein Unwohlsein sich verloren habe, gab er eine Antwort, welche die Vermuthung nahe legte, daß seine hierauf bezügliche Aeußerung am vorigen Abend nur ein leerer Vorwand gewesen sei.

Uebrigens hatte die gute Alte ja auch, als sie kurz nach zehn Uhr nach Hause gekommen, gefunden, daß ihr Herr doch noch ausgegangen war, und deshalb schon keine ernstlichen Befürchtungen für seine Gesundheit gehegt.

Doctor Kirchner begann sein Tagewerk so mechanisch und führte es auch so mechanisch durch, wie er vielleicht noch nie gethan.

Alle Stunden bis zur fünften des Nachmittags waren ihm leer und nichtssagend und jeder Mensch, mit dem er sprach, erschien ihm langweilig.

Der ganze Tag mit allen seinen Erscheinungen und Geschäften kam ihm vor wie eine öde Straße, die durch längstbekannte, uninteressante Gefilde führte, aber gewandert werden mußte, wenn er das holde Ziel erreichen wollte, welches ihm am Ende derselben winkte.

Von halb fünf Uhr an saß er in seinem Cabinet bereit, und hatte seine Haushälterin instruirt, nur die Dame, die sich unter dem Namen „Laura Cornaro“ anmelden würde und deren Aeußeres er ihr zur mehrern Sicherheit flüchtig beschrieb, einzulassen, alle andern Personen aber, die ihn zu sprechen verlangten, unbedingt abzuweisen.

Die alte Haushälterin hätte in Bezug auf die Dame mit dem fremden Namen gern etwas Näheres

gewußt. Sie kannte aber ihren Herrn und seine Eigenthümlichkeiten, weshalb sie ihre Neugier wohlweislich zügelte.

Kirchner versuchte, ehe Laura käme, an einer bereits begonnenen neuen Abhandlung, welche die Entstehung und Vertreibung der Sommersprossen und anderer den Teint entstellenden Hautunreinigkeiten zum Gegenstand hatte, weiter zu arbeiten, aber es ging nicht.

Er konnte keinen ordentlichen Gedanken fassen, keinen richtigen Satz bilden, ja nicht einmal die Feder schulgerecht halten.

Er erhob sich von seinem Platz, ging im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor dem Spiegel stehen, in welchem er sein allerdings nicht schönes, aber doch männlich frisches, von Kraft und Gesundheit strahlendes Antlitz mit einer Sorgfalt musterte, an welcher sich die eingefleischteste Kokette, die im Begriff steht, einen Ball zu besuchen, auf welchem sie neue Triumphe zu feiern gedenkt, ein Beispiel hätte nehmen können.

Während er noch so dastand, hörte er die Klingel der Vorsaalthür und nahm rasch wieder auf dem Sessel vor seinem Schreibtische Platz, um sich den Anschein zu geben, als habe er hier, und ruhig arbeitend, die Kommende erwartet.

„Die Dame mit dem fremden Namen!“ meldete die alte Haushälterin.

Doctor Kirchner erhob sich sofort und begab sich in das an sein Arbeitscabinet stoßende Empfangszimmer.

Laura erschien ihm heute, wo die Erschütterung, welche Brander's Tod ihr bereitet, das Roth ihrer Wangen ein wenig gebleicht und das zarte Oval derselben etwas beeinträchtigt hatte, noch schöner als gestern.

Nachdem man sich gegenseitig begrüßt und Platz genommen hatte, hob er, ehe Laura etwas Weiteres sagen konnte, an:

„Sie sagten mir gestern, daß Sie in Bezug auf Ihre Privatangelegenheiten oder sonst mich heute zu sprechen wünschten, und ich bin bereit, Sie anzuhören. Vorher aber müssen Sie mir gestatten, Ihnen eine Frage vorzulegen, die das Resultat einer, wenn auch kurzen, doch reiflichen und besonnenen Erwägung ist, und von deren Beantwortung es abhängt, ob der erste und wahrscheinlich auch letzte Schimmer von Liebesglück, der mir jemals getagt, zur heitern Sonne meiner Zukunft werden, oder sich als trügerisches Phantom erweisen soll.“

Die Liebe machte die sonst so trockene und pro-

faische Ausdrucksweise des berühmten Arztes zu einer förmlich poetischen.

Laura wußte nicht, wie ihr geschah.

Sie schlug ihren Blick, der bis zu den letzten Worten, welche Kirchner sprach, auf dessen Züge geheftet gewesen, verlegen zu Boden und schwieg.

Kirchner schien auch jetzt noch gar keine Antwort erwartet zu haben, denn er fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Ich bin ein Mann, der es nicht liebt, lange Worte zu machen, und Sie sollen daher über das, was ich sagen will, nicht lange im Unklaren bleiben. Ich bin nicht mehr jung, aber auch noch nicht gerade alt; ich verdiene viel Geld und hätte daher schon längst heirathen können, wenn ich überhaupt einem weiblichen Wesen begegnet wäre, welches in mir den Wunsch, es für immer zu besitzen, erweckt hätte. Ihr Anblick aber, Laura — Sie nehmen mir es nicht übel, daß ich Sie kurzweg so nenne — erweckte in mir Gefühle, die ich bis jetzt noch nicht gekannt, und das, was Sie mir von Ihrer bisherigen Lebensgeschichte mitgetheilt, hat, weit entfernt, Ihren Werth in meinen Augen herabzusetzen, denselben nur noch erhöht. Ich habe mir, wie ich schon vorhin sagte, Alles reiflich und ruhig überlegt, und richte jetzt ohne weitere Umschweife die Frage an

Sie: Wollen Sie die Meine sein? Wollen Sie das Herz und die Hand annehmen, die Ihnen ein Mann bietet, an dessen Seite Sie anstatt, wie zeither, ein unstetes Leben führen zu müssen, in Ruhe und ohne Sorgen die schönen Eigenschaften Ihres Geistes und Herzens für sich selbst und Andere zur beglückenden Geltung bringen können?"

Laura hatte während dieser längeren Rede des Arztes vollauf Zeit gehabt, sich zu sammeln.

Sie hob die Augen auf und ließ ihre Blicke über den Kopf des ihr gegenübersitzenden Arztes hinweg in das Arbeitscabinet schweifen, dessen Thür er offen gelassen und aus dessen einem Winkel ihr in ominöser Weise das weißgebleichte Todtengerippe entgegenleuchtete.

Laura war aber nicht abergläubisch und sie würde diesem zufälligen Umstande keine Einwirkung auf ihren Entschluß gestattet haben, wenn dieser überhaupt zu Gunsten des ihr so unerwartet gemachten Antrags hätte lauten können.

Dies war aber nicht möglich.

Kirchner sah sie erwartungsvoll an und fuhr, ehe Laura noch mit sich über die Form einig werden konnte, in welche sie ihre Weigerung kleiden sollte, fort:

„Ich will Sie nicht drängen, Laura. Ueberlegen Sie sich meinen Antrag ebenso ruhig, wie ich gethan,

ehe ich Ihnen denselben gemacht, und bestimmen Sie ganz nach Ihrem eigenen Belieben selbst die Zeit, wo Sie mir Ihre Antwort geben wollen."

„Herr Doctor," entgegnete Laura, als er auf's Neue schwieg, nun sofort, „ich bedarf keiner Bedenkzeit. Ihr Antrag ist für mich ein ehrenvollerer, als ich jemals das Recht hätte, einen zu erwarten, und mein Dankgefühl, auf welches Sie sich schon durch das, was Sie für Ihren unglücklichen Jugendfreund gethan, schon so gegründeten Anspruch erworben, kann dadurch nur erhöht werden. Gleichwohl aber bin ich nicht im Stande, auf Ihren Antrag einzugehen."

„Nicht?" rief Kirchner erstaunt und aus seinen Himmeln fallend; „warum nicht?"

Laura erhob sich, wie um anzudeuten, daß, nachdem die Unterredung eine solche Wendung genommen, es am besten sein werde, ihr bald thunlichst ein Ende zu machen.

Doctor Kirchner besaß im Punkte der Etikette kein übertriebenes Zartgefühl, dennoch aber verstand er diesen Wink und erhob sich ebenfalls.

„Die Gründe," sagte Laura nun, „welche mit Rücksicht auf Ihre Stellung, Herr Doctor, ein Ehebündniß mit mir. als etwas sehr Gewagtes, ja fast Unmögliches erscheinen lassen müssen, will ich meiner-

seits nicht berühren, denn dieselben müssen Ihnen noch einleuchtender sein, als mir."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Laura," unterbrach der Arzt. „Wenn ich Ihnen aber erkläre, daß ich mich über Alles, was Sie hier andeuten, hinwegsetze und Sie stets so betrachten werde, als hätte Ihre Existenz in dem Augenblick, wo ich Sie zum ersten Male gesehen, erst begonnen, so sehe ich nicht wohl ein, wie diese Bedenken für Sie noch Gewicht haben können."

Laura stützte sich mit der kleinen beschuheten Hand auf die Armlehne des Sophas, auf welchem sie gesessen, und entgegnete:

„Sie vergessen, Herr Doctor, daß ich soeben erst ausdrücklich erklärte, es sei nicht meine Absicht, die Gründe hervorzuheben, welche für Sie bestimmend sein können. Ich will vielmehr blos den geltend machen, daß ich, wenn ich auf Ihren Antrag einginge, ein Opfer bringen müßte, welches durch die selbstverleugnungsvolle Liebe, welche Sie mir entgegen bringen, nicht aufgewogen werden würde. Dieses egoistische Motiv werden Sie doch wohl gelten lassen?"

„Allerdings," entgegnete der Arzt fast verlegen, denn ein solcher Einwurf kam ihm ganz unerwartet, „allerdings, wenn Sie nur mit schweren Opfern auf

meinen Antrag eingehen könnten, so wäre es unrecht von mir, wenn ich fortfahren wollte, Sie damit zu belästigen. Gleichwohl aber gestehe ich, daß ich nicht begreife, wie —"

„Wenige Worte werden genügen, um Ihnen die Sache vollständig klar zu machen," hob Laura, als ihr Bewerber stockte, wieder an. „Sie hoben vorhin hervor, daß ich als Ihre Gattin nicht mehr genöthigt sein würde, ein unstetes Leben zu führen, sondern mich in Ruhe und allen Sorgen überhoben, den Pflichten meiner neuen Existenz würde widmen können. Hätten Sie jedoch, wie ich, von Ihrer Kindheit an die Lebensweise geführt, welche mir das Schicksal zugewiesen hat, so würden Sie es ganz natürlich finden, daß ich mich mit dem Gedanken an ein Loos, wie das, welches Sie mir bieten, nicht befreunden kann, wie viele Lichtseiten dasselbe auch haben mag."

Doctor Kirchner, der sich durch diese Entgegnung in seinem Stolze nicht wenig verletzt fühlte, runzelte die Stirn und sagte nach einer kurzen Pause:

„Wenn ich nicht irre, so erklärten Sie gestern, als Sie Ihre Lebensgeschichte erzählten, selbst, Sie hätten sich anfänglich an Brander's Seite glücklich gefühlt, weil Sie nicht mehr nöthig gehabt, für Geld zur Augenweide des schaulustigen Publikums dienen zu müssen."

„Ja, das ist auch wahr,“ antwortete die Künstlerin. „Jeder neue Zustand hat für den Menschen etwas Verlockendes; kennt er denselben aber einmal, so geschieht es nicht selten, daß er sich wieder in seine alten Verhältnisse zurückwünscht.“

„Und dies ist also auch bei Ihnen der Fall?“

„Ja,“ fuhr Laura fort. „Ich weiß, daß ich jetzt, wo mich die Erinnerung an die mit Julius verlebte Zeit niederdrückt, mich nicht eher wieder wohl fühlen werde, als bis ich, auf meinem schnaubenden Renner stehend, unter Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und Beifallsjubel wieder den blendend erleuchteten Circus durchrase.“

„Wohlan,“ sagte der Arzt, der an Laura's entschlossener Miene sah, daß keine Ueberredung von seiner Seite im Stande sein würde, sie andern Sinns zu machen, „wohlan, dann betrachten Sie meinen Antrag als nicht geschehen und theilen Sie mir nun mit, weshalb Sie diese Unterredung wünschten.

„Nach den Erklärungen, welche soeben zwischen uns gegenseitig stattgefunden haben,“ antwortete Laura, „dürfte es wohl am angemessensten sein, wenn ch Ihnen, für heute wenigstens, nicht weiter lästig falle. Wenn Sie erlauben, so werde ich morgen an Sie schreiben und Sie auf diesem Wege um den guten Rath bitten, den Sie mir, wie ich überzeugt bin,

trotzdem, was soeben zwischen uns vorgegangen, nach Ihrem besten Ermessen ertheilen werden."

„Darauf können Sie mit Bestimmtheit rechnen," antwortete Doctor Kirchner. „Meine Antwort soll nicht auf sich warten lassen."

Dann geleitete er sie, die er noch vor einer Stunde mit Gewißheit zu besitzen gehofft, und nachdem sie unter wiederholten Versicherungen ihres Dankes sich von ihm verabschiedet, bis an die Thür des Vorsaals, die er ihr mit einer Verbeugung öffnete, welcher man es ansah, daß die Galanterie nicht seine Hauptforce war.

„Na, das muß eine kuriose Patientin sein," murmelte die alte Haushälterin, als Laura verschwunden und der Doctor in sein Kabinet zurückgekehrt war. „Es sind doch schon der Damen unterschiedliche und darunter auch schöne und elegante dagewesen, aber so viel Sums wie mit dieser hat er noch mit keiner gemacht."

Als Laura in ihre Wohnung, von deren Thür jetzt das blaue Namensschild mit den goldenen Buchstaben verschwunden war, zurückkam, fand sie hier die läng erwartete Antwort ihres Pflegevaters, des Circusdirectors, vor.

Derselbe schrieb ihr, daß er sehr gern bereit sei, sie wieder aufzunehmen und zu engagiren und daß er ebenso, wie seine Familie und viele ihrer Freunde und

Bekannten, die seiner Gesellschaft noch jetzt angehörten, ihrer baldigen Ankunft mit Vergnügen entgegensähe.

„Dann," sagte Laura, nachdem sie diesen Brief gelesen, bei sich selbst, „brauche ich den guten Doctor nicht weiter um seinen Rath anzugehen, sondern ihm blos einige Worte des Danks und des Lebewohls zu schreiben, um dann, ohne einen Tag Zeit zu verlieren, zu einem Berufe zurückzukehren, dem ich niemals hätte untreu werden sollen."

Wenn Doctor Kirchner schon am vorigen Abend durch einen ungewohnten Grad von Heiterkeit die Aufmerksamkeit der Casinogäste erregt hatte, so war dies heute in noch viel größerem Maßstabe der Fall.

Allerdings fand man dieses Phänomen heute insofern erklärlich, als Kirchner, nachdem er sein gewöhnliches Quantum Bairisch getrunken, auch noch zwei Flaschen schweren Rothwein daraufsetzte.

Gleichwohl aber erriethen einige feinere Beobachter, daß die Stimmung, welche ihn zu einer so ungewohnten Abweichung von seinem sonst strict eingehaltenen System verleitete, einen ganz besondern Grund haben mußte.

Wir natürlich sind genau hierüber unterrichtet und wissen, daß die erkünstelte Heiterkeit des abgewiesenen Freiers nichts weiter war, als was man im gemeinen Leben „Galgenhumor" nennt.

Ende des zweiten Bandes.



